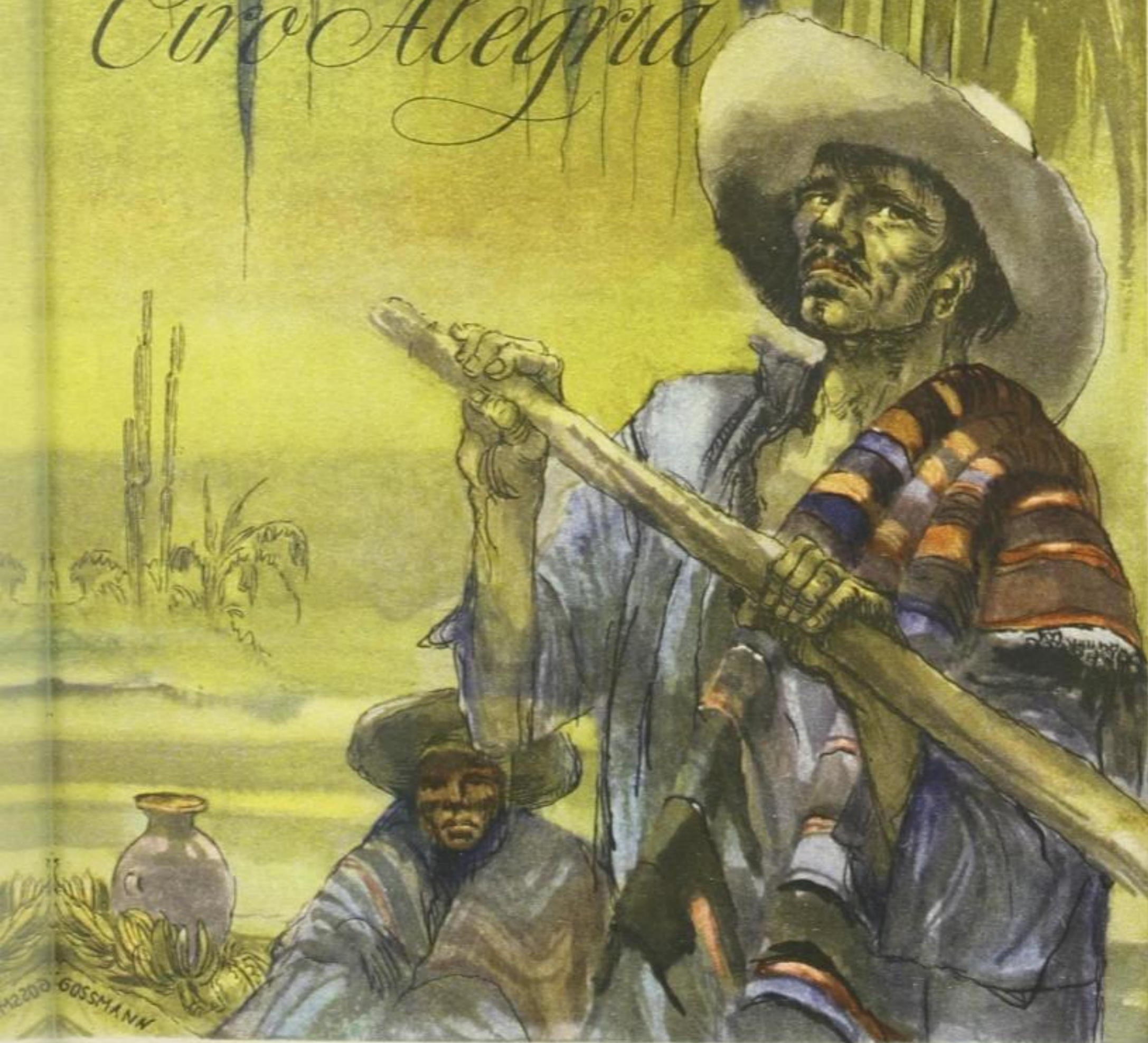


Ciro Alegria



Menschen am Marañón



Die Cholos, Bauern und Flößer, leben an einem der Oberläufe des Amazonas, dem Marañón. Sie sind einfältige und fromme Menschen und von urwüchsiger Kraft. Ständig stehen sie im Kampf mit den Naturgewalten, in dem sie am Ende doch immer Sieger bleiben. So, wie sie es in einem Lied an den reißenden Fluß singen: „Du hast deine Fluten, ich habe mein Herz!“ Das Buch besteht aus einer Folge lose miteinander verbundener Erzählungen, die keinen eigentlichen Helden haben, wenn nicht die Cholos selbst, Mischlinge aus indianischem und spanischem Blut. Der Leser gewinnt einen tiefen Einblick in das Leben eines Volkes, von dem er bis jetzt herzlich wenig weiß, und es wird ihm bestätigt, daß die Kräfte des Volkes auch in diesem südamerikanischen Land unbesiegbar sind. Er wird mit den Lebensgewohnheiten und Eigenarten der peruanischen Indios und Mischlinge bekannt gemacht, mit ihren Leiden und ihren kleinen Freuden, mit den Festen, auf denen das Volk beim Tanz auf dem Marktplatz den Sieg über den wilden, starken Fluß feiert. In mitreißender Darstellung zeichnet der peruanische Dichter *Ciro Alegria* das Bild leidenschaftlicher Menschen vor dem Hintergrund einer tropischen Flußlandschaft, deren buntschillernde Fauna und Flora uns fremd und abenteuerlich zugleich erscheint.

CIRO ALEGRIA · MENSCHEN AM MARAÑON

CIRO ALEGRIA

MENSCHEN AM MARAÑÓN

*Illustrationen von
G. Gofmann*



SACHSENVERLAG DRESDEN

1954

Titel der Originalausgabe
LA SERPIENTE DE ORO

Übersetzung
aus dem peruanischen Spanisch und Erläuterungen
von G. H. Neuendorff und Maria Schwauß

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1. bis 15. Tausend · Copyright 1954 by Sachsenverlag Dresden
Liz.-Nr. 429-345/32/54 · Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany · Archiv-Nr. 2062
Gesamtherstellung: Meißner Druckhaus

1954 III 1522

INHALT

Strom, Mensch, Floß	7
Don Matías erzählt	14
Lucinda und Florinda	25
Im Hochgebirge	52
Viele Fische und ein Fischotter	76
La Escalera	81
Schwere Tage	90
Gallebitter schmeckt die Koka	96
Arturo	101
Das Fest	106
Plaudereien in der Hütte	121
Die Luta und der blaue Puma	126
Bergsturz	148
Das einsame Floß	156
Don Osvaldo kehrt zurück	159
Die Goldene Schlange	171
Florinda singt wieder	179
Der Verfolgte	188
Du hast deine Fluten – ich habe mein Herz! . .	195



Strom, Mensch, Floß

Wo der Marañón in eigenwilligem Drängen die Kor-dillere durchbricht, ist die peruanische Sierra wild wie ein eingekesselter Puma: Hier darf man keinen Augen-blick unachtsam sein. Wenn der Fluß steigt, prallt er gegen seine felsigen Ufer, tritt weit aus seinem Bett und spült über Schutt und Steingeröll. Rauschend strömt er dahin, tost durch tiefe Täler, formt weite Buchten, schlängelt sich durch ebenes Gelände. An dem scharfen Geruch seines öglänzenden, ockerfarbenen, mit frucht-barem Schlamm erfüllten Wassers erahnt man mächtige Keimkräfte der Natur.

Dumpfes Brausen, das allenthalben Widerhall weckt, kündigt im Februar die Hochflut an. Dann bangt man und empfindet das Brül-len des Flusses als Warnung.

Wir Cholos vom Marañón lauschen gespannt auf diese Stimme. Wir wissen nicht, wo der Strom herkommt und wo er endet. Woll-ten wir ihn von der Quelle bis zur Mündung mit unsern Flößen be-fahren, so würde er uns unterwegs töten. Er erzählt uns klar und vernehmlich von seiner unermesslichen Größe.

Seine Wasser führen als „Schwimmende Inseln“ gewaltige Baum-verhaue mit sich, die von dem einen Ufer nach dem andern hinüber-treiben. Riesige Stämme, die sich wie lebende Wesen drehen und

wenden, nackte Äste, Gestrüpp, sogar Steine gleiten in unförmigen Massen einher und nehmen alles mit, was ihnen begegnet. Wehe dem Floß, das da hineingerät! Es bleibt hängen, bis es an einer Biegung gegen einen Felsen stößt und zerschellt oder zugleich mit der ganzen wirren Masse von einem Strudel eingesogen und verschlungen wird.

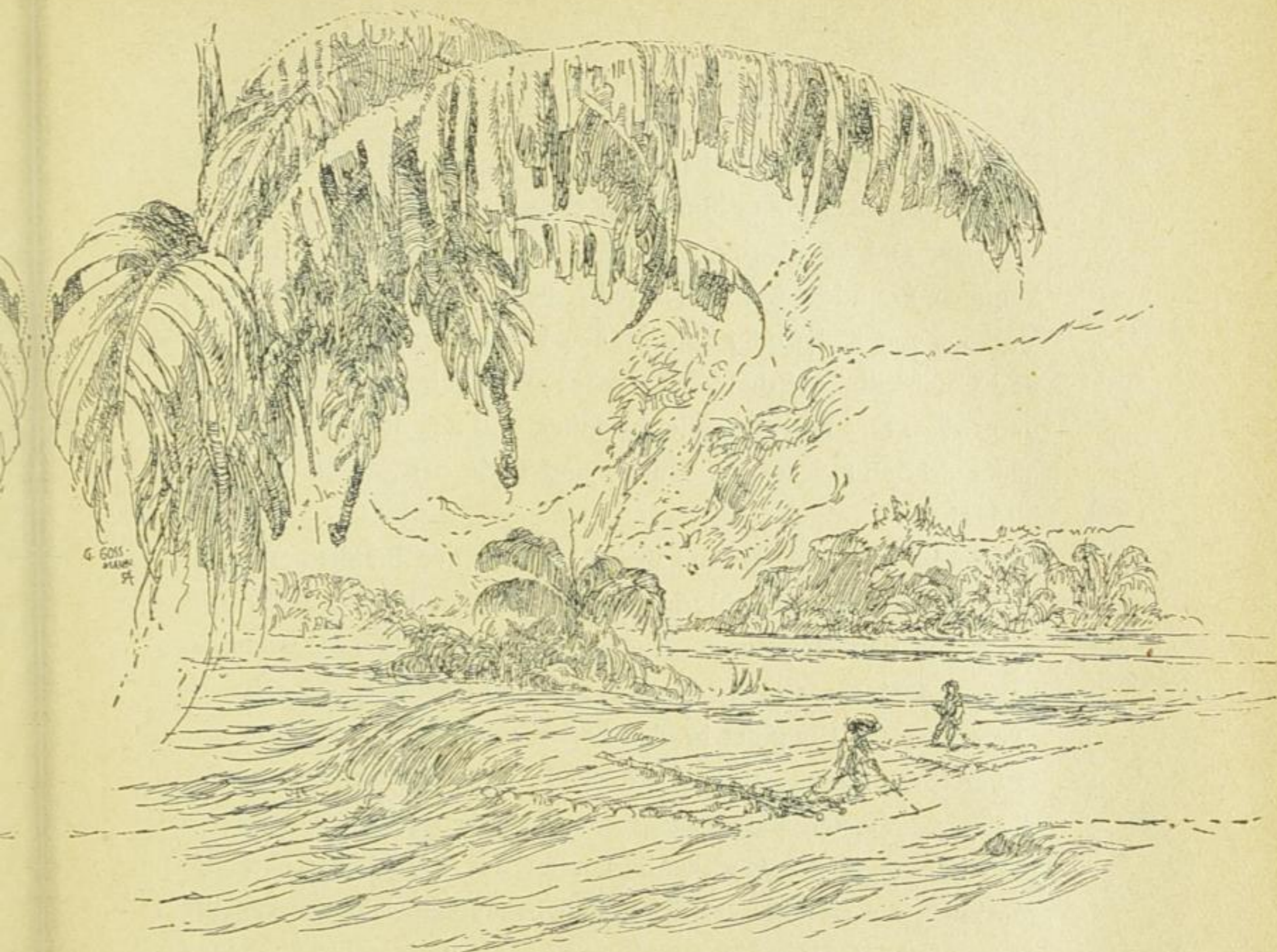
Wenn die Flößer solch schwarzdunkle Ungetüme in der Strömung erblicken, rudern sie auf Tod und Leben flußabwärts, um sich an einer günstig gelegenen Stelle auf den Strand zu setzen. Zuweilen bemessen sie die Entfernung nicht richtig und werden von einem Ende des Verhaus gepackt. Ragen die feuchten Stämme nur zur Hälfte aus dem Wasser, so kommt es vor, daß sie zu spät bemerkt werden. Dann lassen die Flößer dem Schicksal seinen Lauf. Sie werfen die breiten Schaufelruder weg, binden sich die Flanellhosen fest und turnen über das Holz hinweg oder weichen ihm durch gewandtes Tauchen aus, bis sie sich retten – oder umkommen.

Der drohende Himmel der nassen Jahreszeit entfesselt furchtbare Gewitterstürme. Regenfluten stürzen herab, nagen an den Wänden der Kordillere, reißen tiefe Furchen hinein und landen im Marañón.

Wir Cholos* dieser Erzählung leben in Calemar. Wir kennen noch viele andere Täler. Sie liegen da, wo die Berge zurückweichen oder vom Strom zerfressen worden sind. Wir wissen nicht, wie viele es flußauf und -ab gibt, aber wir wissen, daß alle schön sind und seit alten Zeiten zu uns reden. Ihre liebevolle Stimme klingt uns ebenso vernehmlich wie die des Stromes.

Die Sonne funkelt auf den roten Klippen des Engpasses. Die Felsen recken sich hoch auf, als wollten sie den Himmel durchstoßen, der bald aus schwerem Gewölk besteht, bald aber blau ist und leicht wie Seide. Drunten breitet sich das Tal von Calemar.

* Siehe die Erläuterungen am Schluß des Buches.



Der Fluß läßt es seitwärts liegen, um die begrenzenden felsigen Höhen zu bespülen. Diesen Wall erklimmen in Zickzacksprüngen wie trunkene Tänzer zwei weiß schimmernde, schmale Pfade.

Die Wege hier sind alle eng, da Menschen und Tiere nicht viel Platz brauchen, um die altvertrauten Berge zu ersteigen, deren Stufen und Hänge, Gründe und Schluchten sie auch bei Nacht genau kennen. Ein Weg ist hier nur ein richtungweisendes Band. Man folgt ihm in unerschütterlicher Geduld über rasselndes Geröll in Sonne, Regen oder schwarzer Finsternis.

Der eine Pfad beginnt neben dem Fluß am Fuße der Felsen, zieht sich einen gelben Hang hinan, auf dem starkbelaubte Pate-Bäume wachsen, und verschwindet dann in einer Bergschlucht. Auf ihm kommen Fremde zu uns. Wir selbst benutzen ihn, wenn wir zum Verkauf von Koka oder zum bloßen Vergnügen nach Juamachuco und Cajabamba auf den Markt gehen. Wir Talmenschen sind gern unterwegs. Das kommt vielleicht daher, daß uns der Strom wie ein neuer Schöpfungsgott aus Wasser und Erde der ganzen Welt gebildet hat.

Der andere Pfad kommt aus der Hochebene von Bambamarca und läuft durch eine Bachschlucht. Da spiegelt das brausende Wasser die hohen Felswände und eilt neben dem Wege dem Marañón zu. Unten angelangt, tauchen Bach und Weg in schattigem Laubwerk unter. Der Pfad mündet in eine breite, von Pflaumenbäumen umsäumte Straße ein, während sich der Bach in den Gräben verteilt, die unsere Gärten wässern und uns zu trinken geben. Auf diesem Pfade kommen die Hochlandindios zu uns. Sie klagen über die Moskitos, die sie übel zurichten, und behaupten, hier kröchen die ganze Nacht Vipern umher, und tun so, als hätten sie ihre Umhänge auf einem Schlangennest ausgebreitet. Sie tauschen bei uns Kartoffeln, Olluco-Zwiebeln und was sonst bei ihnen wächst, gegen Koka, Ají-Pfeffer, Kochbananen und andere Erzeugnisse ein, an denen wir Überfluß haben. Mangofrüchte essen sie nicht, da ihnen ihr Genuß angeblich Wechselfieber bringt. Dasselbe glauben sie von unseren Pflaumen und Guayavas. Trotz dieser Vorsicht und ihres kurzen Aufenthaltes bei uns werden sie oft vom Fieber gepackt und sterben dann zähneklappernd wie frierende Hunde in ihren kleinen Hütten, an denen der wilde Bergwind rüttelt. In unserer Gegend wohnen, abgesehen von einigen wenigen, die sich hergewöhnt haben, keine Indios. Sie vertragen die Fieberluft im Tal nicht. Uns Misch-

linge dagegen bedrückt die Stille und Einsamkeit des Hochlandes, während wir hier vor Gesundheit strotzen wie reife Pfefferschoten. Hier ist das Dasein schön! Sogar der Tod birgt neues Leben. Selbst die Kreuze auf dem Friedhof hinter einer Höhe, von der ein Kirchturm ins Tal hinabblickt, reckten ihre Arme in üppiger Ruhe. Über ihnen schatten Orangenbäume mit wundervoll süßen Früchten. Ja, so sieht bei uns der Tod aus! Hin und wieder verschlingt der Strom einen der Unsern. Wir kennen den Kampf mit ihm und gewinnen aus einem alten Liede Lust an der Gefahr:

Laß mich hinüber, Strom!
Du Grimmer, du Starker
kennst keine Gnade!
Ich muß hinüber, Strom!
Du hast deine Fluten,
ich habe mein Herz!

Stets triumphiert das Leben. Die Menschenseele aber ist wie der Fluß, – tief, voller Gefahren und immer eigenwillig, wie er. Die Erde freut sich, daß sie Frucht bringen darf, und in der Natur ist es eine bunte Feierstunde, wenn alle Töne frischen Grüns aufleuchten, die sich so kräftig von dem lebhaften Rot der kahlen Felsen und dem Blau und dem milchigen Weiß der Steine und des Sandes am Flußufer abheben.

Wäldchen von Kokospalmen, Bananenhaine und Yucapflanzungen stehen neben schattenspendenden Palto-, Guayava-, Orangen- und Mangobäumen. Lauer Wind säuselt in ihnen. Fruchtbarer Blütenstaub steigt auf. Die Bäume halten sich an den Händen und wiegen sich in fröhlichem Tanz, der niemals endet.

Schwärme freudetrunkener Vögel singen auf den Zweigen. Im Sonnengold unter den Felsen liegen die Grasweiden für Pferde und Esel, die als Lasttiere nach den benachbarten Siedlungen ziehen. Ihr

glattes Fell glänzt. Das dicke Geäder an den Beinen strotzt von gesundem Blut. Jubelndes Wiehern steigt zum Himmel.

Sauber gebaute Hütten aus Schilfgeflecht mit Dächern aus Bananenblättern träumen am Rande der Gärten unter den Bäumen. Aus ihnen kommen die Cholos hervor. Spaten, Schaufel oder Axt in der Hand, gehen sie an die Arbeit. Wenn die Luft in der Sonne siedet, nehmen sie wohl nur einen Checo mit, legen sich in den Schatten eines Mangobaums oder einer Zeder und ruhen aus.

Denn man muß wissen: Mit den Zedern gehen unsere Äxte schonend um. Die Fremden staunen, wie viele es bei uns gibt. Nur hin und wieder, wenn jemand gerade Lust hat, wird eine gefällt. Dann zimmert man sich daraus einen kleinen Tisch oder eine Bank. Die meisten aber bleiben stehen und breiten ihren Schatten über Häuser und Höhen, Wege und Gräben und über die Menschen.

Besondere Verehrung genießt der Balso, ein aschgrauer Baum, der nur langsam wächst und dem gehört, der in seiner nächsten Nähe wohnt. Wer würde um einen Palto- oder einen Orangenbaum, ja selbst um eine Zeder kämpfen? Kein Mensch. Mit dem Balso ist es anders. Sine wegen hat es schon heftige Auseinandersetzungen gegeben, bei denen Messer aufblitzten und Blut floß. So hat zum Beispiel der Cholo Pablo seinen Nachbarn Martín getötet, weil dieser in seiner Abwesenheit seinen Balso gefällt hatte. Pablo kam heim, vermißte seinen Baum und fragte danach. Dann ging er zu Martín. Der stand in der Tür seiner Hütte.

„Wer hat meinen Baum gefällt?“

Martín stellte sich dumm und lachte. „Hat ihn jemand gefällt?“

Pablo rückte sich die Leibbinde wie zum Kampf zurecht und antwortete: „Natürlich! Von selbst ist er nicht verschwunden.“

Martín kaute ruhig weiter auf seiner Koka herum. „Ach, — ich dachte!“

Da konnte Pablo nicht länger an sich halten. Er riß sein Messer heraus und stürzte auf Martín zu. Der hatte nicht einmal mehr Zeit zu einem Aufschrei. Mit einem Stich in der Brust sank er zusammen. Das war vor vier Jahren.

Die Balsobäume werden von Jahr zu Jahr seltener. Heute sind nur noch wenige übrig. Ihre Besitzer pflegen sie liebevoll, aber die Stämme nehmen sich Zeit mit dem Wachsen. Wenn sie nicht wären – wie kämen wir über den Marañón? Aneinandergebunden, ergeben sie die Balsas, unsere viereckigen Floßfähren, die so lange hin und her über den Strom fahren, bis sie vermodern oder abgetrieben werden. Sie könnten tausend Geschichten erzählen!

Flußaufwärts liegt das Shicún-Tal. Dort gibt es noch zahlreiche Balsobäume. Die Besitzer machen mit ihrem Verkauf gute Geschäfte. Die Käufer schwimmen auf ihnen nach Hause zurück. Wir Cholos von Calemar sind schon oft in Shicún gewesen, aber nicht alle von uns sind wieder heimgekehrt.

Was ist das, ein Floß? Ein schwaches Gerüst treibt über die brüllenden Wasser dahin wie über die Gefahr selbst. Auf ihm spielt sich das Leben der Männer vom Marañón ab. Sie setzen es oft aufs Spiel wie bei einem Münzenwurf: Bild oder Schrift?



Don Matías erzählt

Der März ging zu Ende. Das Wasser fiel. Eines Tages setzten wir ohne besondere Mühe einen Fremden über den Strom. Es war ein junger Mann in hohen Stiefeln, ein seidenes Tuch um den Hals, einen breiten Filzhut auf dem Kopfe. Von seiner Eleganz stach unsere einfache Kleidung stark ab, die Tracht der Talbewohner: Strohhut, Kattunhemd, Flanellhose, vielleicht noch ein großes, rotes Tuch zum Schutz gegen die Sonne, die hier wie ein Senfpflaster Blasen zieht. Das Pferd des Fremden war ein großer, tüchtiger Rappe, nur noch nicht an unser Gelände gewöhnt. Wir mußten das Tier mit einem Strick hinter dem Floß herziehen. Die Sattelbeschläge,

die Sporen und der Kolben des Revolvers, der aus seiner an einem Gürtel mit breiter Schnalle hängenden Tasche hervorsah, waren aus Silber. Der Fremde selbst: ein hochgewachsener Mann mit weißer Hautfarbe. Seine Augen blickten lebhaft und feurig. Eine bambus-schlanke Gestalt, schmale, biegsame Hüften . . . Die Stimme war sanft und leise. Was er sagte, begleitete er mit ausdrucksvollen Handbewegungen. Natürlich stammte er nicht aus unserer Gegend, wo die Männer kantig wie Felsen sind und eine schallende Stimme haben, wie es für weite Räume und zur Wechselrede mit den Bergen paßt.

Der Fremde nahm Wohnung im größten Hause des ganzen Tales, bei dem alten Matías, und schlug sein Nachtlager in der Veranda auf. Der Alte sah lächelnd zu, wie er das weiße Moskitonetz ausspannte, und fragte dann: „Wie heißen und was suchen Euer Gnaden hier?“

In freundlichem Ton und mit einem leisen, ironischen Lächeln auf den feingeschwungenen Lippen wiederholte der junge Mann: „Euer Gnaden?“

„Ja, ich meine, wie Sie heißen.“

„Ach so! Osvaldo Martínez de Calderón. Ich will hier die Gegend studieren.“

Dann erklärte er, daß er aus Lima komme und Ingenieur sei. Er wolle eine Gesellschaft gründen, um die Naturschätze dieses Gebietes auszubeuten. Der Alte kratzte sich am Kopf, zog den Hut in die Stirn, krauste die Nase, verdrehte die Augen. Man merkte, daß er einen Scherz oder einen Einwand machen wollte. Aber er beschränkte sich darauf, zu erwidern: „Dann fühlen Sie sich hier wie zu Hause!“

Don Matías Romero lebte zusammen mit seiner Frau, Doña Melcha, und einem Sohne namens Rogelio. Sein zweiter Sohn Arturo

Romero wohnte nur ein paar Schritte entfernt; er hatte beizeiten geheiratet. Die Behausung des Alten bestand aus zwei Zimmern und einer geräumigen Veranda, sie war also nach hiesigen Begriffen ein schöner Bau. Der Wind rauschte in den trockenen Blättern der Bedachung, blies durch die lockere Schilfwand und erfrischte die Bewohner in der ewigen Gluthitze dieser Täler.

An jenem Nachmittag ging ich zu dem Alten hinüber, um den Fremden zu sehen und ein wenig zu plaudern. Ganz hinten auf der Veranda lag Rogelio in einer Hängematte, während der Gast, Don Matías und Arturo auf einfachen Schemeln aus Zedernholz an der Tür saßen.

„Komm herein!“ ruft mir der Alte freundschaftlich zu.

Er selbst und Doña Melcha haben viele Falten in den gelblichen Gesichtern, aber ihr Herz ist jung geblieben. Ein schon ergrauter Spitzbart gibt dem Alten ein schalkhaftes Aussehen. Arturo ist bereits ein erwachsener Bursche. Das beweisen die tiefschwarzen, harten Borsten auf seiner Oberlippe; sie wollen einen Schnurrbart vorstellen. Über Rogelios (abgekürzt: Roges) Wangen liegt es noch wie Pfirsichflaum; nur hier und da sproßt ein stärkeres Haar.

Ein Fremder von so weit her – weiß der Teufel, wo dieses berühmte Lima liegt! – ist ein Ereignis. Wir reden von allem möglichen. Der Abend kommt. Die Hitze ist feucht. Es duftet nach frisch umgegrabener Erde. Grillen und Zikaden zirpen und schreien. Von einem Orangenbaum fallen goldene Kugeln leise ins Gras, und im Wipfel eines hohen Baumes ruckt ein Schwarm blau schimmernder Ringeltauben. Die alte Melcha kocht an der Feuerstelle unter dem Mangobaum neben der Tür. Ein Düftchen, das zu uns herandringt, verrät, daß es die Alte gut mit ihrem Gaste meint. Wir kauen Koka und rauchen die guten Zigaretten, die uns der Fremde geschenkt hat. Wenn wir ihn etwas fragen, hat er sofort eine Antwort bereit;

aber über alles, was er von uns erfährt, wundert er sich. Wir müssen ihm sogar erklären, was der Checo ist: ein kleiner Flaschenkürbis, in dem wir den Kalk für die Koka aufbewahren. Er sieht sich meinen genau an. Dieser hat einen Hals aus Horn und einen Deckel aus demselben Stoff, darauf hockt ein Äffchen mit gerunzelter Stirn. Der Fremde nimmt den Deckel ab, zieht den Draht für den Kalk hervor und probiert auf dem Handrücken, ob er sticht. Wir müssen darüber lachen, und er wird rot wie eine Pfefferschote. Dabei hört er nicht auf zu fragen, und Don Matías erzählt munter drauflos. Es macht ihm Spaß, von seiner Heimat zu sprechen . . .

„Das war eine Hochflut, Señor!“ berichtet er. „Sie schwemmte eine ganze Yucapflanzung weg und dazu zwei Flöße, die weiter abwärts an einer Stelle auf Strand lagen, wo sonst das Wasser noch nie hingekommen war.“

„Viel Wasser?“ erkundigt sich der Fremde.

„Wie nie zuvor, Señor! Übrig blieb damals nur das kleine Floß Rogelios.“ Don Matías weist auf seinen Sohn, der gleichmütig Koka kaut. „Der Bursche hatte es eigentlich zum Spaß gebaut, aus schlechtem Holz, das vom Felsufer gegenüber angetrieben war. Sie werden es selbst gesehen haben, es ist ganz klein, wie eine Handvoll Stroh mitten im Fluß. Das Schlimmste war, daß drüben eine Menge Menschen ankam und warten mußte. Sie waren schon meilenweit am Ufer entlanggezogen, um irgendwo überzusetzen. Am wackersten sind die Leute aus Celendín – verteufelte Kerle! Den ganzen Winter unterwegs, um überall Hüte zu verkaufen. Es waren aber auch Viehhändler und Standespersonen, ja sogar Indianer da. Alle warteten, daß wir sie herüberholten, die armen Burschen! Abends machten sie unter einem Felsen wie in einer Höhle Feuer an und kochten. Den ganzen Tag schrien sie: ‚Hol über!‘ Und dazwischen brüllte und schäumte der Fluß und wuchs wie durch Zauber.“

„So viel Wasser?“ fragt der Fremde zum zweiten Male.

„Mehr als genug! Zum Überlaufen, Señor! Als Sie vorhin ankamen, haben Sie sicher gesehen, daß von den Felsen am Ufer eine schwarze Kruste absplittert. Die Sonne zerreißt sie. Noch darüber hinaus stand das Wasser und setzte Schlamm ab. Wie ich Ihnen sage: Auf der andern Seite warteten die Leute und schrien: ‚Fährmann! Wo bleiben die Fährleute?‘ Man ist ja nun Fährmann, zum Teufel! Also muß man sie holen, auch wenn sie einem für die Person nur eine Kleinigkeit bezahlen. Zwei Ruder an der Seite, führen wir auf Roges kleinem Floß hinüber. Wir hatten schwer mit dem Wasser zu kämpfen. Wir hielten scharf flußaufwärts und ließen uns genau nach dem Repisa-Felsen treiben. Heute ragt er hoch aus dem Wasser, damals aber war es der Landeplatz. Als wir hinkamen, waren wir ganz durchschwitzt. Wir warfen ihnen ein Seil zu und riefen, sie sollten es fangen. Natürlich wollten alle zusammen einsteigen, aber wir ließen nur so viele drauf, bis uns das Wasser auf dem Floß an die Knöchel reichte. Weil nun welche zurückbleiben mußten, hieß es: Später noch einmal hinüber! Die Händler nahmen ihren Kram auf den Rcken, damit er nicht naß würde. Wir trieben ein ganzes Stück ab; die Strömung ging mit unsern Rudern um, wie es ihr paßte . . .“

Arturo unterbricht zum ersten Male sein stummes Kokakauen: „ . . . als ob wir sie in dicken Schlamm steckten . . .“

Don Matas fhrt fort: „Dann mußten wir erst das Floß vom Ufer aus mit einem Seil flußaufwärts ziehen, um zur zweiten Abfahrt an die richtige Stelle zu kommen.“

„Und die Reittiere?“ fragt der Fremde und denkt dabei vielleicht an sein zaghaftes Pferd.

„Schwammen hinüber, Señor. Die nicht daran gewöhnt waren, folgten einer Leitstute, die Bescheid wußte. Manche Tiere sind ja

so klug und erfahren, daß sie von selbst ins Wasser gehen, sobald der Reiter abgestiegen ist, — zum Beispiel die Mula von Don Soría. Sie kam mit Sattel, Packtasche und so weiter über den Fluß. In der Packtasche steckte Geld, und Don Soría hatte Angst, es könnte unterwegs herausfallen. Das hättet ihr sehen sollen, wie er am Ufer hin und her rannte und schrie: „Mein Geld! Die Mula hat mein Geld! Aber ihm antworteten nur die Felsen. Denn als wir ihm grade etwas zurufen wollten, war die Mula schon mit Sack und Pack hüben, und als dann Don Soría kam, lief das Wasser stromweise aus der Packtasche und vom Sattel. Er nahm das Papiergeld heraus und legte es zum Trocknen in die Sonne. Nach einer Weile wedelte er mit dem Hut darüber hin. Da flog der ganze Kram davon, und er lief hinterher . . .“

Unser Lachen poltert, wie wenn Steinschlag einen Hang hinabrollt. Der Fremde zieht eine Flasche feinen Likör aus seiner Packtasche und bietet uns freundlich davon an. Er äußert sein ehrliches Erstaunen über die Erzählung des Alten: „Das ist ja phantastisch!“

Don Matías, der gut im Zuge ist, fährt fort: „Ja, Señor! Eines Tages hatten wir plötzlich eine Schwimmende Insel vor uns. Aber weil wir mächtig ruderten, kamen wir grade noch davon. Eine Frau mit hohem Leib, die mit uns auf dem Floß war, wurde weiß wie Papier. Als wir sie herübergebracht hatten, war das Kind da. Ja, die Hochflut von damals! Daran wird man noch lange denken.“

„Sie fahren bei jedem Wetter hinüber?“ will der Fremde wissen.

„Wo denken Sie hin, Señor! Wenn kein gutes Floß da ist und das Wasser wild wird und wächst . . . Einmal, das muß ich noch erzählen, schwoll es so hoch an, als ob es den Colluash mitbrächte. Das ist ein Ungeheuer, sozusagen ein Wolf mit hundert Händen, aber kaum einer hat es jemals gesehen. Es erscheint nur dann, wenn der Fluß jemand mit Gewalt hinabreißt und dem Scheusal zu

fressen gibt. Damals trieben auch viele Schwimmende Inseln vorbei. Drüben waren ein paar feine Herren mit weißen Hüten, Stiefeln und bunten Halstüchern angekommen und hatten abgesattelt. Ihre Tiere schwammen so leicht wie Hunde über den Fluß, aber sie selbst warteten. Sie fürchteten sich vor dem Colluash, der an jenem Tage wirklich darauf lauerte, einen Menschen zu verschlingen. So blieben sie am Repisa-Felsen und zündeten abends ein kleines Feuer an. Wenn es regnete oder wenn starker Wind ging, hatten sie nicht einmal das. Den ganzen Tag gruben sie unter den Palto-Bäumen herum.“

„Unter den Palto-Bäumen?“ wiederholt der Fremde verwundert.

„Jawohl, Señor! Unter der Rinde zieht man den Bast ab und macht Seile daraus. Die Fasern sind rot oder gelb. An den Wurzeln hat der Baum Knollen wie Kartoffeln, vielleicht noch größer. Sie füllen sich in der nassen Jahreszeit mit Wasser; das hebt sich der Baum für den Sommer auf. Darum kann er auch auf dem bloßen Fels wachsen. Also die Herren gruben die Knollen aus, um das Wasser darin zu trinken.“

„Sonst trinkt man hier wohl trübes Flußwasser?“

„Nein, man holt es aus dem Bach in der Schlucht. Der bleibt sauber und klar, wenn es nicht regnet, – und wenn es regnet, spart er es auf. Also den Herren am andern Ufer ging die Verpflegung aus. Ungefähr nach einer Woche stieg einer auf den Felsen und rief: ‚Bringt uns was zu essen! Wir bezahlen!‘ – ‚Essen! Zahlen!‘ antworteten die Felsen. Dazu schwenkte der Herr etwas in beiden Händen, wie man mit zwei Taschentüchern winkt. Geldscheine, natürlich. Wir standen am Ufer – ungefähr zwanzig Cholos –, kauten unsere Koka, sahen auf den Fluß und hörten, wie er toste. Keiner hatte den Mut zur Überfahrt. Der Cholo Dolores erzählte, er habe vergangene Nacht den Colluash brüllen hören. Ich und

meine Söhne wären schließlich übergesetzt, aber unser kleines Floß taugte nicht dazu. Der Herr drüben stieg wieder auf den Felsen und schrie noch lauter: „Essen! Wir bezahlen!“ Nach all dem Hinsehen und Zuhören wollte Rogelio hinüber. Seine Mutter und wir alle baten ihn hierzubleiben, aber er sagte, er werde ganz allein über den Fluß schwimmen.“

„Wer ist Rogelio?“ forscht der Fremde.

„Der da“, antwortet der Alte und weist auf seinen Sohn. Er klopft mit dem gekrümmten linken Daumen an den Checo und fährt fort: „Roge packte gekochte Yucas und Bananen zusammen und lud sie sich auf den nackten Rücken, das Hemd hatte er ausgezogen. Dann schlang er sich seine breite Faja mehrmals um den Leib und band sich damit seine kurze Flößerhose fest. So stieg er in den Fluß. Als er keinen Grund mehr hatte, begann er zu schwimmen. An dem Schaum, den er aufwarf, konnte man genau sehen, wo er war. Die Herren auf dem andern Ufer riefen ihm zu: „Halt aus, Junge!“ Wir schrien ebenfalls: „Immer feste!“ Auch seine Mutter machte ihm Mut: „Feste, Rogelio! Halt aus, mein Junge! Du mußt zurückkommen!“ Dazu brüllte der Strom, und das Bündel auf Roges Rücken war nur noch ein Pünktchen in den hohen, schwarzen Wellen. Aber mein Roge schwamm wacker und kam richtig am Fuß der Repisa an. Die Herren warfen ihm einen Strick zu. So konnte er landen. Der Rückweg ohne die Last war leichter, aber er trieb doch ein ganzes Stück ab. Dann kam er über die Steine am Ufer zu uns. Er keuchte, und seine Brust blutete. Wahrscheinlich hatte ihn ein unter Wasser schwimmender Baumstamm geschrammt. Einige behaupteten, der Colluash habe ihm einen Hieb mit der Pranke versetzt. Halb erschrocken, halb lachend zog Roge drei Pfund-Scheine aus dem Munde. Drei Tage später fiel das Wasser, und wir konnten die Herren holen.“

Don Matías verstummt. Roge legt sich in seiner Hängematte auf die andere Seite und lacht laut auf. Angst braucht er ja jetzt nicht mehr zu haben! In einem zerbrochenen Topf trägt die alte Melcha glimmenden Dünger herzu; der Rauch soll die Mücken vertreiben. Wir alle mit Ausnahme des stolzen Fremden haben große Kokakugeln im Munde und unterhalten uns lebhaft. Von Lima will uns der Gast nicht erzählen, aber er trinkt seinen feinen Likör aus, der uns nebst unserm einfachen Zuckerrohrschnaps ein wenig benebelt hat. Vergnügt klingt unser Lachen in die warme Dämmerung hinein, die uns und das ganze Tal in ihren weichen, violetten Mantel hüllt. Wir lassen uns das gebackene Huhn gut schmecken, das uns die alte Melcha mit Yuca und Süßkartoffeln anbietet. Dazu gibt es Bananen. Don Matías pflückte sie von den Fruchtständen, die wir während des ganzen Nachmittags hinter der Schilfwand des Hauses haben reifen sehen.

Es dunkelte. Das Laub erschauerte unter dem düster-traurigen Liede der Pfefferfresser und Papageien. Oben an der bronzebraunen wolkenlosen Himmelskuppel erglänzten tausend Sterne. Stechmücken sirrten in immer größerer Zahl. Don Osvaldo kroch unter sein Moskitonetz.

Arturo sah zu dem klaren, funkelnden Himmel auf. „Für den Sommer fehlt uns ein Floß . . .“

„Richtig!“ stimmte Rogelio zu. „Aber hier gibt es kaum einen einzigen Stamm. Wir werden nach Shicún gehen müssen.“

Wir schwiegen eine Weile und kauten den Vorschlag zugleich mit unserer Koka durch. Es handelte sich darum, zu Fuß hinzuwandern und mit einem guten Floß zurückzukehren. Es würde sicherlich einige dreißig Soles kosten. Aber das war nicht schlimm. Arturo rückte auf seinem Schemel hin und her.

„Ich gehe mit“, sagte er und sah mich an.

Auch ich hätte Lust gehabt mitzumachen, um in Shicún, wo es Zuckerrohrpflanzungen, ein Trapiche und eine Brennerei gibt, Branntwein trinken und auf dem Heimweg ein wenig rudern zu können.

Aber mir fiel ein, daß ich Bananen ernten wollte und daß die junge Saat Asche als Düngung braucht. Dazu mußte erst ein Stück Wald abgebrannt werden. Also erwiderte ich: „Ich kann nicht. Ich habe mir vorgenommen, in diesen Tagen das Feld zu bestellen, das ich vor kurzem gesäubert habe. Vorher will ich Wald abbrennen. Wenn ich mich verspäte, wächst mir das Gras über den Kopf.“

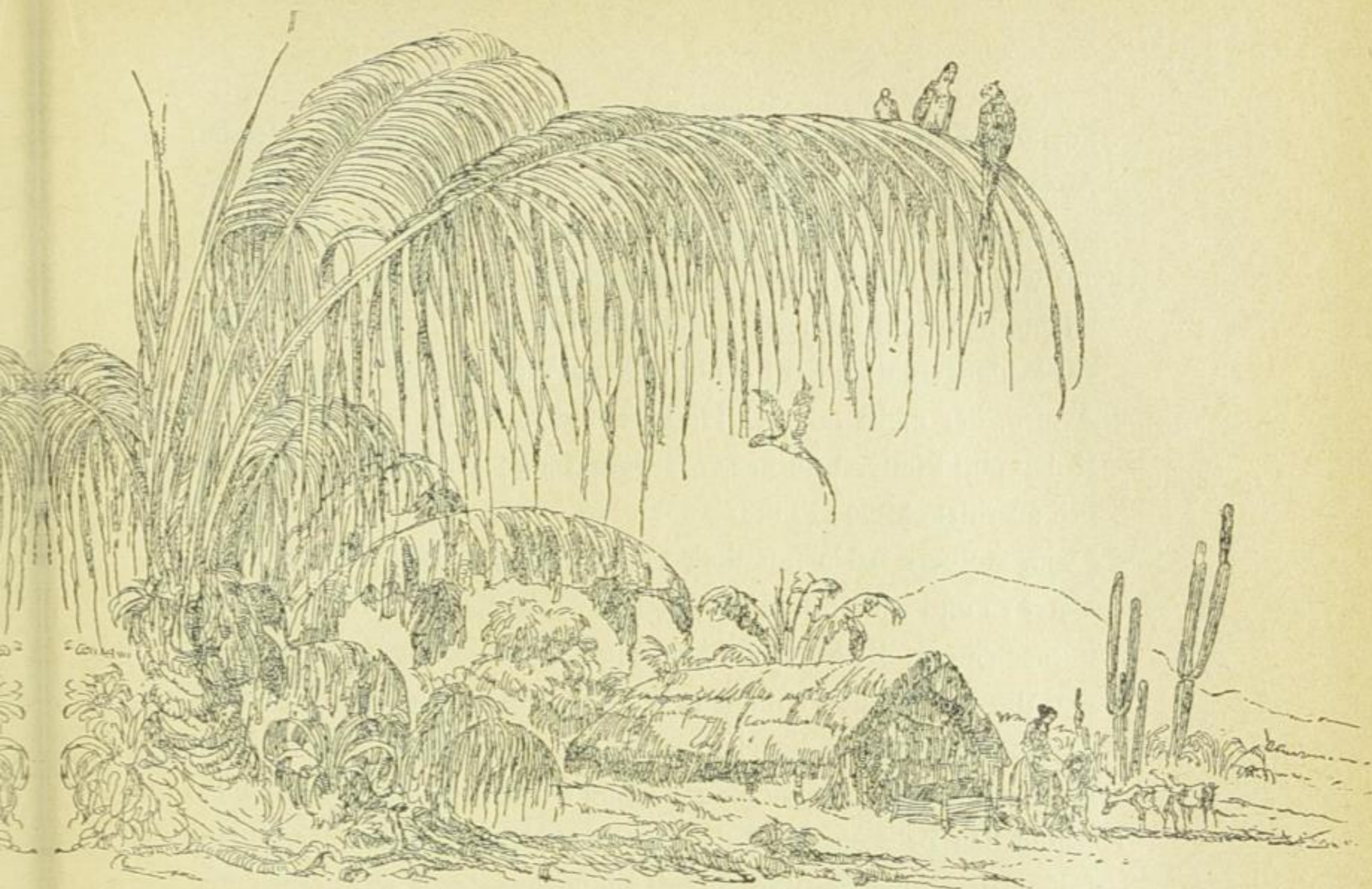
Arturo klopfte mit dem Knöchel an den Checo und wandte sich an seinen Bruder. „Dann gehe ich eben allein mit dir, Schwimmkünstler!“

Rogelio lief damals wie ein Hahn hinter der hübschen Florinda her. Aber zu der Reise ließ er sich nicht zweimal auffordern. Er warf sich in die Brust und antwortete: „Abgemacht. Aber dann trinken wir eins auf der Pflanzung und bringen ein paar Poros voll ‚Echtem‘ mit, um hier etwas anbieten zu können. Mich drücken die drei Pfund von neulich.“

Doña Melcha erhielt den Auftrag, für Proviant zu sorgen, und der alte Matías schwatzte weiter von allem möglichen, was ihm in den Sinn kam. Der Ingenieur, den die Hitze müde gemacht hatte, schnarchte schon unter seinem Moskitonetz. Der Alte hatte den Plan, an der „Wolfsbucht“ Gold zu waschen und es auf dem Markt in Pataz zu verkaufen. Ich war mit dem Gewinn zufrieden, den mir meine Bananenpflanzung versprach; das Geld, von dem Don Matías redete, konnte mich nicht reizen. Auch ich wollte gern auf das Marktfest gehen, aber die Erzeugnisse meines Gütchens, Koka und Bananen, genügten mir. Arturo und Roge erklärten, wenn sie mit dem Floß zurückkämen, würden sie sich überlegen, was sie damit an-

fingen. Möglicherweise würden sie es verkaufen oder, noch besser, selbst zum Fährdienst benutzen. Die Entscheidung habe Zeit; jedenfalls hätten sie Geld genug, an dem Fest teilzunehmen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages sattelte der Fremde sein Pferd und ritt auf dem Pfad davon, der bergwärts führt. Tragtasche und Poncho über der Schulter, so daß einer vom andern kaum zu unterscheiden war, machten sich auch die Brüder am Ufer des Flusses auf den Weg nach Shicún. In mühseligem Marsch kletterten sie über das Steingeröll am Strande; wo sich der Strom an die Fels-hänge herandrängt, mußten sie zahllose Umwege machen.



Lucinda und Florinda

Unter den Bäumen, nicht weit entfernt von dem Hause des alten Matías, duckt sich die Hütte Arturo Romeros, in der Lucinda mit Geschirr klappert. Beide erwachen des Morgens beim Gesang der Soldatenstärlinge und Spottdrosseln. Sie lassen sich von den Pfefferfressern und Eulen in Schlaf wiegen und hören den ganzen Tag das zarte Gurren der Ringeltauben. Das Vogelkonzert in den Büschen verstummt keinen Augenblick, und der Marañón mit seinem Grundbaß gibt der Melodie den Takt.

Lucinda stammt aus dem Nachbarort. In ihren grün schimmernden Augen wechseln Sonnenschein und Regen. Wenn sie mit ihrem biegsamen Körper im Wiegegang daherkommt, sieht sie so appetitlich aus wie eine Melone. Sie hat schon einen Sohn namens Adán. Der Kleine hängt ihr immer am Rockzipfel; denn sie macht ihm Angst vor Schlangen, damit er ihr nicht davonläuft. Aber er ist selig, wenn Arturo, der meist mit der Hacke auf dem Felde arbeitet und die Koka- und Pfeffersträucher vom wuchernden Unkraut befreit, plötzlich ausruft: „Meine Flinte!“

Dann stolpert Adán mit dem Gewehr über der Schulter auf den Vater zu und schießt dabei respektvoll zu der geheimnisvollen Knallbüchse empor, die genauso blitzt wie die Goldzähne der Herrschaften, die hier vorüberkommen. Während oben in den Zweigen ein Taubenpaar zärtlich liebelt, spannt Arturo leise den Hahn, damit die Feder kein Geräusch macht. Dann zerreißt ein heftiger Donnerschlag den Frieden des Tales. In einem Regen stiebender Federn fallen die Tauben zu Boden. Adán läuft auf sie zu und dreht ihnen den Hals um. Im Augenblick ihres Todes bemerkt er, daß von ihren Flügeln eine blaue Fliege in die Luft steigt. Der Vater erklärt ihm, daß jede Taube eine solche Fliege unter den Schwingen trage, um sich von ihr vor Gefahr warnen zu lassen. Wenn sie einmal nicht aufpaßt und der Taube keinen Wink gibt, kann der Jäger einen guten Schuß anbringen. Nun kommt der Kleine zurück. Das Schießgewehr schleift er mit den Füßen hinter sich her; in den blutigen kleinen Händen hält er die noch warmen Vogelleiber. Es ist ein Glück ohnegleichen, von der immer noch rauchenden Waffe und der tropfenden Beute so behindert zu sein, mitten im furchtbaren Wald, in dem Schlangen und andere Gefahren lauern.

Adán wächst mit großen, kühnen Plänen auf. Er träumt davon, eines Tages wie der Vater die Hacke zu schwingen und Wasser zu holen,

aber sein nächster Wunsch ist, auf den Palto-Baum zu klettern, wo die Bündelnister aus Gräsern, Fasern und Härchen einen wunderbaren Bau aufgeführt haben, in dem ein ganzer Schwarm haust. Die Mutter sagt ihm, er müsse warten, bis er größer geworden sei. Damit hat er sich abzufinden, wenn er kleinmütig seine Händchen betrachtet, mit denen er die harte Rinde des Palto-Baums kaum ankratzen kann.

Aber dann spürt er, daß ihn die Eltern liebhaben. Dieses Gefühl senkt sich tief in seine Seele, wie die Wurzel eines Baums in die Erde, und tröstet ihn. Arturo hatte ihn sehnsüchtig erwartet, die Mutter auch. Er hat beide fest miteinander verbunden – was nützt einem auch ein kinderloses Weib? Erst durch Kinder wird die Ehefrau vollkommen. Sie ist Wasser für den Durst, Brot für den Hunger und Furche für die Saat des Lebens.

Arturo und Lucinda haben sich in Sartín gefunden. Während Arturo nun nach Shicún wandert, um mit dem Floß zurückzukehren, wird es gut sein, diese Geschichte kennenzulernen, die zum großen Teil mit dem Fluß zusammenhängt. Der Marañón ist ein Strom aus Wasser und Blut. Beides ist leicht erregbar und wild aufgewühlt, schnell bereit, einen Menschen zu packen und wie einen armseligen Ast vom Stamm zu reißen und zu vernichten.

Vor sechs Jahren – denn der Marañón ist seitdem sechsmal gestiegen – reiten die Brüder Romero zu einem Fest nach Sartín.

Als sie hinkommen, ist es bereits später Abend. Paukenschlag und Flötenseufzer empfangen sie, als sie bergab auf den Ort zutrabten. Im Einreiten hören sie Gitarrenklang und schelmische Verse:

„Du stiegst neulich die Treppe hinauf,
die blauen Strümpfe fielen mir auf . . .“

Petroleumlampenlicht und flackernder Kerzenschein dringen durch die offenen Türen und schneiden gelbe Stücke aus der Straßen-

schwärze heraus; darin führen dunkle Schatten einen Tanz auf. Betrunkene Indios taumeln von der einen Seite nach der andern hinüber, stammeln und stottern und stimmen wehmütige Lieder an. Sie beeilen sich, den wilden Reitern auszuweichen; lauter Hufschlag kündigt deren Nahen an. Einige rufen: „Die Herren sollen leben!“ Wie der Sturmwind sind die Romeros vorüber. Nun halten sie mit einem Ruck vor einem Hause, in dessen Nähe eine Pauke ihre halblende Stimme vernehmen läßt. Die Pferde schnauben, spitzen die Ohren und wollen sich nicht in den Bezirk hineinwagen, wo es so aufregend dröhnt, aber die Sporen dringen ihnen in die Flanken. Sie jagen weiter und rennen die Indios über den Haufen. Die beiden Reiter kommen vor ihrer Herberge an und rufen laut nach Doña Dorotea, der Wirtin.

Doña Dorotea begrüßt sie freundlich nach alter, guter Dörflersitte und reicht ihnen randvolle Gläser Chicha. Sie hat das Getränk eigens für das Fest zubereitet, und nun trinken die Männer in großen Zügen, während die Rosse neben ihnen wiehern, denn sie wittern das nahe Luzernefeld.

„Wie steht's im Tal?“

„Alles beim alten.“

An den kleinen Tisch, der auf der Veranda gedeckt ist, tritt Lucinda und trägt gefüllte Schüsseln auf. Eine talggenährte Lampe gibt gerade so viel Licht, daß man das Mädchen erkennen kann. Lucinda geht ab und zu und bedient die Gäste mit sorglichem Eifer. Arturo, der sich eine Meerschweinchenkeule einverleibt, stößt Roge mit dem Ellbogen an: „Mensch, ein nettes Mädell!“

Natürlich ist Lucinda ein nettes Mädchen. In den zwei Jahren, seitdem die Romeros zum letzten Male hier waren, ist sie wie eine Frucht herangereift. Arturo betrachtet sie wohlgefällig, wenn sie sich dem Tisch nähert. Das Licht erhellt ihre Gestalt nur schwach. Aber

zwischen großen, dunkel bleibenden Stellen treten das feine Gesicht und die straffen Brüste um so deutlicher hervor.

Jetzt steht Lucinda in der Tür und sieht den Gästen nach, die ihr üppiges Mahl beendet haben, zu dem sie zahlreiche Gläser Chicha vertilgten, und die nun zum Tanze gehen wollen. Nach ein paar Schritten wendet sich Arturo um. „Kommen Sie nicht mit?“

„Mutter sieht es nicht gern.“

„Ach was! Ich werde mit ihr reden.“

Doña Dorotea gibt schließlich ihre Zustimmung, legt den jungen Männern aber ans Herz, ja nicht spät heimzukommen. Darauf antworten sie mit Lachen und entgegenkommenden Versprechungen. Lucinda geht lebhaft plaudernd voraus. Auf Anordnung ihrer Mutter nimmt sie ihren kleinen Bruder mit; als kindlicher Bewacher hängt er ihr am Rockzipfel. Indios wimmeln in den Gassen umher und sperren den Weg. Arturo drängt sie auseinander.

„Platz da . . . für meinen Schatz da!“

Überall duftet es nach Pfefferfleisch, Chicha und feuchter Wolle, aber neben Arturo steigt ganz aus der Nähe von der wogenden Brust Lucindas ein Ruch von Blütenwasser und Mädchentum auf. Arturo beißt sich auf die Lippen, als er ihn mit weitgespannten Nüstern einzieht.

Sie müssen einen Graben überschreiten, da faßt er sie am Arm. Auf seiner Hand bleibt eine angenehme Wärme zurück. Endlich wagt er es, du zu ihr zu sagen. „Du bist ein hübsches Mädel geworden!“ Sie weist ihm lächelnd die lückenlosen, kleinen, weißen Zähne. „Und du bist ein Schwindler geworden!“

Sprühend steigt eine Rakete hoch und zerplatzt. Sie reißt den schwarzen Vorhang auseinander, den die Nacht über das Fest des munteren Dörfchens spannt. Weit in der Ferne flackern rote Lichter. Es sind die Herdfeuer der Hütten an den Berglehnen; dort wartet

man auf die Heimkehr der Festbesucher und ist deshalb noch nicht zur Ruhe gegangen.

Beim Tanz im Hause Doña Pulas ist es einfach entzückend, wenn Lucinda mit den vollen Lippen lächelt und sich unaufhörlich wie ein Spinnwirtel im Tanze dreht. Zwei Indios machen mit Pauke und Flöte Musik; ein Stelzfuß spielt Akkordeon und singt dazu. Mit den klagenden Tönen aus ihren Holunderröhren und dem Fell ihrer Schlaginstrumente, das wie ferner Donner hallt, schütten die Männer die Klänge des Kaswa-Tanzes aus dem Hochgebirge der Anden in den Raum. Werden sie müde, so beginnt der Akkordeonspieler eine heimische Chiquita. Wie ein Wurm windet sich der Balg der Harmonika auf dem gepolsterten Beinstumpf und keucht die näselnde Begleitung eines Liedes hervor. Dazu wackelt der schütterere Bart des Mestizen, und die Tänzer stampfen auf den Fußboden.

Das Mädels aber wird immer süßer – süß wie Zuckerrohrsirup! Arturo tanzt als ihr Gegenüber und „gibt das Letzte her“ (wie sich Roge ausdrückt), aber Lucinda ist ihm immer voraus und entzieht sich ihm mit zahllosen raschen und gewandten Bewegungen. Unter den derben Schuhen des Cholo wirbelt bei dem wilden Stampfen dichter Staub auf. Die Paare sind unermüdlich. Jeder Bursche hat ein Mädels genommen; auch Roge hat eins gefunden, mit dem er nun ohne Unterbrechung tanzt. Er winkt dem Bruder zu: „Mensch, riskiere was! Verschaff dir Respekt! Gib dir ein Ansehen und fahr was Besseres auf!“

Arturo verläßt den Raum. Als er zurückkommt, drückt er eine ganze Reihe Flaschen Zuckerrohrschnapses an die breite Brust. „Also – die Männer vom Tal geben einen aus!“

Noch ausgelassener strömt die Fröhlichkeit. Die Luft ist alkoholgesättigt; schon vom bloßen Atmen wird man berauscht. Lucinda fühlt ein tolles Kribbeln in den Adern und erschauert vom Kopf

bis zu den Füßen, als Arturo mit beiden Händen sein rotes Halstuch faßt, es ihr um den Nacken legt und sie damit so nahe an sich heranzieht, daß ihr von Tanzeifer und Beklemmung zitternder Busen ganz dicht an seiner mächtigen Brust ruht. Lucindas kleiner Bruder schläft in einem Winkel. Sie selbst hat Freude daran, daß ihre Augen jetzt zu ihrem Partner so reden können, wie sie es sonst noch nie gewagt haben, und daß sich ihre Hände kühn um seine männlich starken Hüften legen, die von der Gewohnheit des Ruderns schmal und biegsam geworden sind. Nun bewegen sich ihre Füße in weicher Gelöstheit. Hingabe und Flucht, Rückkehr und Bezwungensein wechseln miteinander ab.

Doña Pula trägt die übliche Hühnersuppe auf. Dann heißt es Abschied nehmen. Über die Indios, die sich auf der Straße hingestreckt haben und ihren Rausch ausschlafen, stolpern sie heimwärts. Es ist tiefe Nacht. Heftige, eiskalte Windstöße fegen die Straße entlang. Arturo führt Lucinda am Arm. Mit seiner derben Hand preßt er sie an sich. Lucinda aber spürt, daß noch ein anderer Zwang sie an ihn fesselt. Es ist nicht allein der Druck seiner Hand, wie kraftvoll er auch sein mag! Ihr Blut hat sich wieder beruhigt, aber in ihrem Herzen wohnt jetzt ein neues Empfinden, tief wie die Nacht, leuchtend wie der heraufziehende Tag. Ihr ist, als sei sie Nacht, die den Tag erwartet. „Das wird die Liebe sein“, denkt sie und erbebt. Arturo merkt es nicht. Er geht neben ihr her und hat eine nie gekannte Freude daran, immer wieder dasselbe Lied zu singen:

„Mein braunes Mädchel, lieb und zart,
komm mit durchs Stromgebrause!
Ich zahle dir die Überfahrt
und trage dich nach Hause.“

Dieses Lied hat Lucinda schon oft gehört. Jetzt entdeckt sie darin einen zauberhaft geheimnisvollen Sinn, wie die Ahnung einer Reise

nach einer andern Welt. Mit Arturo vielleicht? Beide gehen dicht nebeneinander her und fühlen sich eng verbunden, ohne sich freilich schon ganz klar darüber zu sein, daß die Liebe über sie gekommen ist. Denn das Gefühl, das sie tief beunruhigt, wird einstweilen nur zu Gesang und lockt zum Abenteuer. Die Worte, die Roge mit dem schlaftrunkenen kleinen Begleiter wechselt, klingen hinter Lucindas Rücken, als ob sie aus einer fern-fernen Gegend kämen.

Zu Hause angelangt, hört Lucinda durch die Wand aus Schilf und Lehmewurf hindurch, wie sich die Brüder mit ihrem Sattelzeug ein Lager bereiten und sich in die Decken einhüllen, die ihnen die Mutter in das kleine Zimmer gelegt hat. Sie plaudern dann noch lange und verstummen erst spät.

Auch Lucinda sinkt auf ihre Bettstatt. Sie küßt den kleinen Bruder, der bereits wieder schläft, mit einer bisher ungekannten Zärtlichkeit und drängt sich an ihn. Nun ist sie ihm nahe, ganz nahe, als ob es Arturo wäre.

Irgendwo schlägt ein Hahn mit den Flügeln und kräht.

Sie erwachen, als die Sonne schon hoch am Himmel steht und das Dorf wie mit Gold überschwemmt. Eine große Menschenmenge schiebt sich langsam durch die Gassen des Ortes und drängt sich auf dem Hauptplatz. Hier stehen Indio-Frauen in schreiend roten, grünen und gelben Röcken, deren grelle Farben durch das ernste Ockerbraun der Ponchos ein wenig abgeschwächt werden. Hier verweilen Amtspersonen in gestärkten Leinenanzügen, die bei jeder Bewegung knistern. Hier warten Händler aus Celendín vor ihren Kattunballen, Hüten und anderen Waren. Hier sind weiße Indio-Hüte aus glattgepreßter Wolle und Körbe mit rosigen Zwiebeln zum Verkauf ausgestellt. Alles aber liegt im Rahmen der weißen Wände und roten Dächer, die den Marktplatz umgeben. Von den Veranden aus sehen die begüterten Grundbesitzer der Gegend, in hohen

Stiefeln, Reithosen und Palmgeflechthüten mit vier eingedrückten Ecken, dem Festestreiben zu und feuern hin und wieder ihre Revolver ab. Sie sind in Begleitung ihrer Frauen erschienen, die heute neue Kleider tragen und sich schwere Fransentücher um die Schultern gelegt haben. Der Markt ist wie ein Korb voll bunter Glasperlen.

Auch Lucinda ist mit den Gästen ihrer Mutter auf den Markt gegangen. Sie hat ihren besten Staat angelegt – wie frisch aus dem Koffer entstieg: blaues kastilianisches Umschlagtuch, weiße Bluse, grüner Rock. Auf dem Kopf trägt sie einen weißen Strohhut, an den kleinen Füßen Schuhe mit Absätzen. Die Männer haben ihre Päcktaschen durchkramt, um nicht zurückzustehen. Sie erscheinen in neuen Palmgeflechthüten, weißen Hemden, schwarz und grau gestreiften Hosen, Schuhen mit dicker Sohle und rotem Halstuch. Arturo, der heute sehr redselig ist, hat seinen Hut mit einem Band in den peruanischen Landesfarben geschmückt. Zu dritt stehen sie an einer Straßenecke bei den Chichaverkäuferinnen und Garköchinnen, die neben ihren großen, runden Krügen sitzen, umgeben von Trinkgefäßen und Eßschalen, in denen gepfefferte gelbe Kartoffeln und gebratene Meerschweinchen locken. Während die drei behaglich einen Imbiß und einen Trunk nehmen, unterhalten sie sich.

„Heute ist das Fest viel schöner als sonst“, sagt Arturo.

„Hoffentlich ist das Ende ebenso gut!“ bemerkt Roge. „Für alle Fälle weißt du, daß ich dein Bruder bin . . .“

Lucinda erschrickt und ruft ängstlich: „Um Gottes willen! Woran die Männer nur denken! Natürlich ist das Fest schön!“ Dann wendet sie sich an die hochbetagte, runzlige Indio-Frau, die hinter einem Stapel Trinkschalen fast verschwindet: „Señora, das Meerschweinchen war aber uralte! Geben Sie uns einen Tropfen Chicha zum Nachspülen!“

Die Tänzer singen und tanzen unaufhörlich, von dichten Zuschauermassen umdrängt. Sie tragen buntscheckige Kostüme und um den Hals Ketten aus Glaskügelchen und unechten Perlen. Auf ihrer hochgewölbten Brust und an den Ärmeln zittern und blitzen kleine Spiegel und werfen das Sonnenlicht nach allen Seiten.

Die Coriquinga-Gruppe stellt das Leben des gleichnamigen schönen Vogels der Andenhochebene dar. Ein Tänzer, der in schwarz-weißem Kostüm die Farben des Tieres nachahmt, schildert, wie es in Öde und Einsamkeit haust, und preist sein schönes Aussehen.

„Ich bin ein schönes Weibchen
und heiße Coriquinga.
Weil ich so hübsch bin, nennen
sie mich auch gern La Gringa.“

Der Chor antwortet entweder zustimmend oder ironisch. Dann bricht das Gelächter aus, das den Zuschauern während der ganzen Vorführung auf den Lippen steht.

Die Gruppe „Der Fuchs und die Schafe“ tanzt den Überfall eines Fuchses auf eine Herde, und die „Kondore“ verherrlichen den König der Lüfte. Die berühmten „Guazamacos“, das heißt Faulpelze, spotten über menschliche Verhältnisse und das häusliche Leben. Mit heiserer Männerstimme singt ein Guazamaco:

„Meinen Sattel und meine Frau
verlor ich vor einiger Zeit.
Der Teufel hole meine Frau,
um den Sattel tut es mir leid.“

„Sehr richtig!“ bemerkt einer. „Klar, einen Sattel vermißt man“, stellt der Bereiter eines Großgutes fest, der mit umgehängtem Poncho in der Nähe steht und sich kaum mehr aufrecht halten kann.

In hellem Diskant erwidert der Chor, daß der Guazamaco ein Taugenichts ist, der nicht weiß, was Arbeit heißt. Seine Frau sei

ihm davongelaufen, weil sie es satt habe, sich von morgens bis abends abzurackern. Der „Faulpelz“ gibt nicht nach, sondern fährt fort, zu spotten, und wechselt nur den Stoff.

„Jetzt such' ich meine schöne Frau
mit dem zerzausten Zopf,
und wer da sagt, daß sie proper ist,
der ist ein Schwindelkopf.“

Die jungen Mädchen, die heute zum Fest sehr glatte Zöpfe und sehr saubere Kleider haben, erröten, während die Männer auflachen, lärmend zustimmen und einen schweren Koka- und Alkoholdunst um sich her verbreiten.

Nach jeder Strophe tanzen die Tänzer, die Pallas, zu den Klängen von Pauken, Geigen und Harfen. Dann halten sie inne und singen Verse über den Stoff, den sie darstellen. Zuweilen gehen sie nach den Häusern hinüber und sagen Lobsprüche auf, die den Gutsbesitzern und ihren Frauen gelten. Zum Dank geben ihnen diese dann reiche Geldspenden.

Die Palla-Banden werden zahlreicher. Auf allen Zugangswegen bergauf und -ab ziehen sie ins Dorf, und ihnen folgen die „Mestros“, Indios oder Mestizen, die Musik machen.

Nun kommen die „Mohren“ und die „Türken“, tolle Kerle mit großen Messern, um jeden gottesfürchtigen Christenmenschen totzustechen, und Sängerbanden, die Loblieder auf die Gutsbesitzer und die Kirche vortragen.

„Am Wege liegt ein frommes Haus,
da guckt die Heilige Dreifaltigkeit 'raus...“

Als die „Oroyeros“, die Brückenmänner, anlangen, herrscht allgemeine Begeisterung, besonders bei Lucinda und ihren Gästen, den Talmännern. Auf schwanken Seilen soll der Übergang über den

Marañón mittels einer Oroya, einer primitiven Hängebrücke, dargestellt werden. Mit so lautem Geschrei zieht die Bande einher, daß sich bald eine lärmende Menschenmenge um sie drängt.

„Kommt!“ ruft Arturo und bricht sich Bahn. Lucinda und Roge folgen. „Das ist ja hier grade so ein Getümmel wie im Strom!“

Ein Chor junger Mädchen in wehenden blauen Gewändern, Feldblumen im Haar, singt ein paar Verse, die sich auf den Fluß beziehen. Mit ernster Miene lassen die beiden Männer der Gruppe ihre Buschmesser, die sie aus der an der Leibbinde hängenden Lederscheide gezogen haben, in der Sonne aufglänzen. Sie tun so, als ob sie hohe Bäume fällten, deren Stämme (die haben sie mitgebracht!) sie benutzen wollen. Mit Spitzhauen, die ihnen jemand reicht, machen sie zwei Gruben, pflanzen die Stämme auf und spannen zwischen ihnen zwei dicke, gleichlaufende Seile aus. Es wird angenommen, daß darunter der Marañón strömt. Nun überschreiten ihn die Cholos. Auf das eine Seil treten sie, an dem andern halten sie sich fest. Schwierige Sache! „Mut, lieber Bruder!“ singt der Chor. „Da unten ist der Marañón!“ Die Seile schwingen zitternd hin und her. Die Männer kommen nur langsam hinüber. In dieser gefährlichen Lage erfaßt sie Schwindel. Sie zögern. Vielleicht stürzen sie gar ab! Jawohl, sie drohen zu fallen und in den aufgeregten Wellen zu verschwinden! „Mut, lieber Bruder! Da unten ist der Marañón!“ Vielleicht kommen sie um! Die Seile schwanken wie toll; die Männer können sich kaum festhalten. „Da unten ist der Marañón!“ Aber nun sind sie weitergekommen, fast bis in die Mitte. „Mut, lieber Bruder, Mut!“ Sie sind wieder bei voller Besinnung. Zwei Sprünge genügen, auf der andern Seite zu landen. Nun jubeln sie auf. Lauter seufzt die Geige; die Harfe rauscht aus Leibeskräften, Pauken und Flöten beginnen mit einer Tanzmelodie. Auch die Sonne oben am Himmel ist fröhlich. Blau glänzt die Luft. Die

Pallas singen davon, daß der Fluß sehr wild ist, die Menschen aber noch viel wilder.

Die Zuschauer spüren, wie das Brausen des Flusses eindrucksvoll aus der Ferne zu ihnen herandringt. Arturo und Roge müssen daran denken, wie es daheim ist, wenn der Fluß zu maßloser Breite anschwillt. Mit Stolz erinnern sie sich, daß sie ihn nicht aus der Höhe mit schwankenden Seilen herausfordern, sondern mit raschen, seiner Strömung ausgelieferten Fährflößen, die sie doch täglich bezwingen. Lucinda aber fühlt, wenn sie zu Arturo aufblickt, wie ihr ein warmer Strom vom Herzen her bis in den Hals steigt, wild und schön zugleich in all seiner Kraft.

„Das war herrlich!“ sagt sie zu ihm.

„Gewiß. Wenn du magst, gehen wir jetzt. Seile sind gut für die in den Bergen. Ich nehme zum Übersetzen mein Floß. Komm.“

Wundervoll, über den Fluß zu fahren und dann an seinem Ufer zu wohnen, gemeinsam mit diesem Manne, der ihn beherrscht! Dort wird sein Wasser wohl blau sein wie der Bach in der Schlucht neben dem Dorfe. Im Winter ist er vielleicht schwarz, aber auf alle Fälle sehr breit, „so groß, daß man nicht weiß, wo er endet“, wie es im Liede heißt, und „mit furchterregender Stimme“, wie ebenfalls behauptet wird. Aber Arturo und Roge haben keine Angst vor ihm. Auch sie nicht. Es muß eine ganz andere Welt und ein anderes Leben sein.

„Gut, gehen wir“, sagt sie endlich.

Sie tauschen ihre Halstücher. Arturos Kehle verschwindet unter einem Gewebe von heftigem Blau, während sich das tiefe Rot, das er selber getragen hat, um das Handgelenk des Mädchens schlingt. Die Farbe der Tücher ist stark wie die Erregung der beiden jungen Menschen. Ihre Augen haben jetzt ein feuchtes Grün und ein trübes Erdbraun – wie der Fluß. Einen Augenblick haben die beiden das

Marktfest ganz vergessen. Für sie gibt es nur noch Tücher...
Augen... Farben...

Wieder in die Menschenmenge eingezwängt, kommt das Paar langsam vorwärts. Die beiden sehen den Pallas zu und besuchen alles, was es sonst noch gibt. In zwei großen Häusern, die am Marktplatz liegen, wird getanzt. Während der Messe sind zwei Gutsbesitzer getraut worden. Das wird jetzt gefeiert. Vor der Tür drängen sich Indios. Von Zeit zu Zeit treten die Herren heraus und werfen ganze Handvoll Münzen unter das Volk. Beim hastigen Auflesen gibt es dann immer ein lärmendes Durcheinander.

„Dieselbe Großzügigkeit in der Bezahlung der Arbeit, und alle Indios werden reiche Kerle“, bemerkt Arturo.

Der Pfarrer, der an den Festlichkeiten teilnimmt, sitzt in einem der beiden Hochzeitshäuser und zecht für drei. Wenn er einmal in der Tür erscheint, hält er eine Ansprache an die Indios. Seine Stimme klingt wie weither aus den Tiefen seines mächtigen Bauchgebirges. „Meine lieben Kinder!“ sagt er. „Gott will, daß sich seine Gläubigen vergnügen. Vorsichtiges Trinken schadet nichts...“

Die beiden Polizisten, eine neue Erscheinung auf dem Fest, sind nicht dieser Ansicht. Mit umgehängtem Gewehr, Revolver und Säbel am Koppel, gehen sie in diesem Augenblick über den Platz. Sie gehören zu der Wache, die vor kurzem in die nächste Stadt gelegt worden ist, und sind mit großen Vorsätzen hergekommen. Sie wollen verhindern, daß sich „jeder Trottel besäuft“ – so haben sie sich selbst in einem Kramladen ausgedrückt. Darum haben sie den Gutsbesitzer Don Roque, der gestern so viel getrunken hat, daß er nur noch im Zickzack gehen konnte, zwei Pfund Strafe zahlen lassen. Er hat den Betrag beglichen und gleich noch drei Pfund hinzugelegt. „Vorauszahlung!“ hat er gesagt. „Morgen kaufe ich mir einen ebenso großen Affen.“

Viele spotten über die Polizisten, und die Standespersonen schließen sie von ihren Veranstaltungen aus. Deshalb haben sie es auf die Indios und Cholos abgesehen. Die werfen respektvolle Blicke auf die Gewehre und bewundern die Filzhüte, die spiegelnden Gamaschen und die olivgrünen Uniformen mit den goldenen Knöpfen und dem roten Vorstoß.

Auf einem ihrer Rundgänge begegnen die Polizisten dem jungen Paare. Sie fassen Lucinda ins Auge, tuscheln miteinander und halten Arturo an. „Hören Sie mal, Freundchen“, ruft der eine ohne jeden Grund, „wo kommen Sie her?“

Arturo bleibt stehen und sieht sie von oben bis unten an: „Von zu Hause, Señores!“

Der andere Polizist runzelt die Stirn, macht böse Augen und greift nach dem Revolver. „Unverschämtheit! Natürlich bist du aus deinem Dorfe. Wir wollen den Namen wissen. Wir werden dir schon Respekt vor der Polizei beibringen!“

„Ich bin Talmann, Señores, aus Calemar.“

Lucindas flehende Augen sind schöner als je. Aber sie schweigt in unbestimmter Angst. Arturo fügt hinzu: „Noch nie ist die Polizei hinter mir her gewesen.“

In höhnischem Ton fordern die Polizisten: „Deinen Militärpaß!“ „Vorzeigen! Diese Kerle tun ja nie ihre Pflicht fürs Vaterland!“ Zur Zeit ist zwar keine Aushebung, aber auf solche Art und Weise, denken sie, kann man einen Bauernjungen am ehesten hineinlegen. Die Polizisten lächeln, bis Arturo das Gesuchte endlich aus der Tiefe einer Tasche hervorzieht.

„Jawohl, Señores. Ich bin immer hingegangen und habe mich einschreiben lassen . . .“

Er hält ihnen ein kleines, gelbes Heft mit schmutzigem, beschädigtem Deckel hin. Einer der Polizisten sieht es durch und trägt Arturos

Namen in sein Notizbuch ein. Dann nimmt er wieder eine würdevolle Haltung an, gibt Arturo das Büchlein zurück und sagt feierlich: „Gehen Sie weiter.“

Arturo und Lucinda drängen sich durch die neugierigen Zuschauer, die sich versammelt haben, um bei der vermeintlichen Festnahme zuzusehen. Im Weggehen sagt er, noch ein wenig außer Fassung: „Die Sache hängt uns nach! Diese Burschen sind alle große Schweinehunde. Früher waren die Polizeidiener viel anständiger.“ Langsam kommt die Dämmerung. Die Berge, hochrot, violett und goldgelb, haben sich als Pallas kostümiert, um ihren allabendlichen Tanz um das Dorf aufzuführen, das jetzt in schweigende Betrübniß versinkt. Der letzte Festtag geht zu Ende. Die Menschen kehren langsam zu ihren Behausungen im Ort zurück oder wandern auf den schmalen Pfaden davon, die nach ihren Hütten führen. Ein besonders begeisterter Mestro spielt auf seinem steinigen Weg nach Hause immer noch Flöte oder schlägt die große Trommel. Bum . . . bum . . . bum . . . bumbum . . . Klagend entfernt sich die Flöte; hin und wieder schreit sie auf. Bum . . . bum . . . bum . . . bumbum . . .

Wie auf Kondorschwingen schwebt die Nacht heran.

Auch Roge geht nach seiner Herberge. Von der vielen Chicha, die er den ganzen Tag mit andern Talmännern getrunken hat, denen er begegnet ist, haben sich ihm die Glieder gelöst. Arturo erzählt ihm den Zwischenfall mit den Polizisten. Beide machen gleichmütig ihre Bemerkungen dazu.

„Wenn du den ‚Rostigen‘ bei dir hast, bist du ihnen über . . .“

„Wer konnte ahnen, daß die Hunde hier herumstrolchen!“

Sie meinen den verrosteten Revolver in der Packtasche, die immer in einer Ecke von Arturos Hütte hängt. Sie stehen auf der Veranda und werden von den Polizisten gesehen, die mit forschenden Blicken vorübergehen. Die Brüder schlucken die derben Flüche hinunter,

die ihnen auf den Lippen liegen, denn Doña Dorotea tritt soeben zu ihnen und will mit ihnen plaudern. Sie berichten ihr, daß sie keine Koka mitgebracht hätten, weil sie schon verkauft sei, daß die Obstbäume reiche Ernte versprechen, daß der Fluß dahinströme wie immer.

Spätabends gingen sie zu Doña Rosario. Lucinda mochte es den Brüdern nicht abschlagen. Doña Dorotea willigte ein, obwohl der Kleine diesmal zu Hause blieb. Er schlief bereits wie ein Murmeltier. Schmeichelnd hatte Arturo gebeten: „Es ist der letzte Festtag . . .!“

Da hatten die Frauen nachgegeben.

Doña Rosario, eine sehr fromme Frau, hat im größten Zimmer ihres Hauses den Altar der Schutzpatronin von Sartín aufgebaut. Von Blumen und blonden Pappengeln umgeben, steht die Jungfrau vor einer Reihe Kerzen in einer Ecke des Raumes. Zwei Harfen und eine Geige musizieren. Einer der Harfenspieler singt dazu. Seine Stimme erinnert an eine zersprungene Glocke. Wenn ein Tänzer der Jungfrau den Rücken zuwenden muß, macht er vorher eine Verbeugung vor ihr. Chicha und Zuckerrohrschnaps schaffen allmählich Stimmung. Der Raum füllt sich mit Tanzenden. An den Wänden sitzen auf Kisten und wackligen Bänken zahnlose und runzlige alte Männer und Frauen. Sie lachen und schwatzen in abgebrochenen Lauten. Dazu schmausen sie Maisbrei und nehmen geräuschvoll ab und zu einen Schluck. Die Tänzer bewegen sich hin und her und durcheinander. Die Verbeugungen vor der Jungfrau werden seltener. Die Tänzer drängen sich zusammen, stoßen einander an, verlaufen sich und finden sich schließlich wieder zurecht. Arturo und Lucinda halten sich außerhalb des Trubels in einer Ecke. Sie schmiegen sich dicht aneinander, streifen sich immer wieder, wollen noch enger zu-

sammenrücken. Ihr Atem duftet nach Alkohol und verschmilzt zu einem einzigen Wölkchen.

„Also, wir gehen nach Calemar . . .“

„Ja, gern! Aber erst müssen wir die Mutter fragen.“

„Gut. Und dann brauchen wir noch den Pfarrer. Morgen machen wir Hochzeit.“

Arturo ist selig. Er hält im Tanz inne und ruft den lustigen Vers:

„Jetzt bringt mal Chicha und Branntewein!
Die Leute wollen gelabet sein!“

Lucinda eilt davon und kommt mit einem vollen Glase zurück. Sie leeren es gemeinsam, Schluck um Schluck, und legen die Lippen immer an dieselbe Stelle. Roge tritt zu ihnen. „Na, Großer, wir werden wohl zu dritt heimkommen.“

Der Bruder bleibt ihm die Antwort schuldig; denn in diesem Augenblick erscheinen die Polizisten. Das Gewehr umgehängt, sehen sie sich mit überlegener Miene um, als ob sie hier die allmächtigen Herren wären. Die Paare tanzen zwar weiter, fühlen sich aber beobachtet und verlieren die Lust.

„Die Burschen verderben einem den ganzen Spaß“, beklagt sich eine Frau.

Einer der Polizisten bleibt vor Arturo stehen. „Leih mir deine Tänzerin!“

Er beginnt höchst mittelmäßig mit Lucinda zu tanzen. Alle lachen über ihn, während sich das Mädchen kaum von der Stelle rührt und zu verstehen gibt, daß es sich nur gezwungenerweise mit ihm einläßt. Der andere Polizist tritt an Arturo heran. „Du lachst, verdammter Hund! Du lachst . . . Nimm dich in acht!“

Er pflanzt sich drohend auf: ein Bein vor, die Hand am Revolver. Arturo beherrscht sich. Er glaubt, die Männer müßten wieder

gehen, und dann werde alles so sein wie vorher. Wer aber verschwindet, sind die Tänzer. Heimlich, als wollten sie sich verstecken, machen sie sich davon. Nur wenige bleiben zurück. Nun wollen gar beide Polizisten mit Lucinda tanzen. Von Widerwillen und Trostlosigkeit erfüllt, wirft das Mädchen einen hilfeschendenden Blick auf Arturo, der in einer Ecke steht und leise mit Roge redet. Nun springt er entschlossen vor. „Hören Sie, Señores! Sie sind hier nicht eingeladen! Das Mädchen wird morgen meine Frau. Belästigen Sie es nicht!“

Wie von einer Feder abgeschneilt, rücken die Polizisten nebeneinander, machen ihre Gewehre fertig und lassen den Hahn knacken.

„Bah! So jagt man vielleicht Indios Angst ein!“ sagt ein langer Cholo und hört auf zu tanzen. Auch die übrigen Paare bleiben stehen. Doña Rosario macht entsetzte Augen. Die Cholos beginnen zu murren. Die Chicha regt ihre Rauflust an, die sonst ruhig in ihnen schlummert. Ihre Augen stechen messerscharf zu. Die Polizisten sehen, daß sie irgendwie Schluß machen müssen.

„Raus da, die beiden frechen Talmänner! Raus!“

Sie reißen den Säbel aus der Scheide, um mit flachen Hieben vorzugehen. Nun aber ist wirklich Schluß. Die Cholos stürmen auf sie zu und entwaffnen sie mit kräftigen Faustschlägen. In das wilde Gerauf werfen die Mädchen ihre schrillen Aufschreie. Ein Faustschlag Roges schleudert den einen Polizisten zu Boden. Arturo springt dem andern an die Kehle. Beide fallen und wälzen sich eng umschlungen umher. „Gib ihm! Gib ihm!“ feuern die Cholos den Talmann an und recken die Fäuste. Ein Hieb Arturos erledigt den Polizisten. Der Kopf des Ohnmächtigen schlägt dumpf auf die Erde.

Die Brüder und Lucinda stürzen nach der Tür und werden von der Dunkelheit verschlungen. Die übrigen folgen. Im Zimmer bleiben nur die beiden Polizisten zurück. Lang ausgestreckt liegen sie vor

der Jungfrau, die flehend zum Himmel hochblickt. Blut strömt ihnen aus Mund und Nase. Von den Gewehren, die ihnen entfallen sind, geht im zitternden Kerzenschein ein schwaches Leuchten aus. Im Türrahmen steht Doña Rosario, fuchelt mit den Armen und schreit wie wahnsinnig: „Ortsvorsteher! Ortsvorsteher! Hierher!“

Aber es erscheinen nur ein paar Indios. Erschrocken bleiben sie vor der Tür stehen, als sie die regungslosen Gestalten erblicken. Hinter ihren kupferbraunen Gesichtern mit den eckigen Zügen raunt die schwarze Nacht. Vielleicht lächeln sie innerlich.

Nach hastigem Lauf kommen die Brüder und Lucinda in der Nähe ihres Hauses an. Sie haben die Menschen, denen sie begegnet sind, beinahe über den Haufen gerannt und haben neugierige Gesichter an die Türen gelockt. Ein hastiges Zwiegespräch: „Wir verschwinden zusammen, sofort!“ „Mutter wird es nicht wollen.“ „Erwarte mich an der Ecke!“

Lucinda zögert. Eigentlich will sie ins Haus eilen, um die Mutter zu umarmen und nie wieder loszulassen, aber in ihrem Innern erklingt ein machtvoller Befehl, eine starke Stimme. Aus einer andern Welt, aus der erträumten Ferne hört sie den tief erregenden Ruf. Darum läuft sie nach der Stelle hinüber, die ihr Arturo und das neue Leben angewiesen haben.

Während Roge die Pferde holt, macht der Bruder alles zum raschen Satteln fertig. Als er die Bügelriemen durch die Ringe zieht, kommt Doña Dorotea hinzu.

„Ihr wollt gehen?“

„Ja. Wir haben mit der Polizei gerauft.“

„Um Gottes willen! Schnell, damit sie euch nicht erwischen!“

„Ja. Einstweilen haben sie ihre Abreibung!“

Nur noch die Sattelpolster zusammenlegen! Die durchschwitzten grauen Drellbezüge strömen einen scharfen Geruch aus.

„Und Lucinda?“

„Sie wird gleich dasein.“

Aber nur Roge kommt mit den Pferden. Sie wiehern fröhlich, da sie ahnen, daß es heimwärts geht. Satteln und Aufspringen ist das Werk einer Sekunde. „Leben Sie wohl, Doña Dorotea! Ein gutes neues Jahr! Und auf Wiedersehen das nächste Mal, so Gott will!“ „Gotteslohn für die Herberge!“

Sie sprengen davon, halten aber schon an der nächsten Straßenecke an. Warum? Doña Dorotea lauscht. Die Pferde treten aufgereggt hin und her. Wird da nicht eine Frau hinaufgehoben? Blitzschnell hat die Mutter alles begriffen. Sie rennt auf die kleine Gruppe zu und ruft in schrillen, klagenden Tönen: „Lucinda! Kind! Lucinda!“

Donnernder Hufschlag übertönt ihre Stimme.

Eine lange Gasse. Alles bleibt in Finsternis zurück.

Arturo hält sein Mädchen vor sich auf dem Sattel; Lucindas Blut pulst im Takt des rasenden Galopps. Ehe der Ritt zu den Bergen beginnt, zügeln die Reiter ihre Rosse. Die Hengste keuchen und schnauben; das angstvolle Klopfen eines Mädchenherzens ist die Begleitung dazu.

„Fürchtest du dich?“ Dann dreht sich Arturo seinem Bruder zu.

„Wo haben die Polypen ihre Pferde?“

„Da unten auf der Koppel.“

„Schnell! Laß sie frei . . .!“

Roge treibt sein Pferd den Abhang hinunter und verschwindet in der Nacht. Ein Gatter knarrt, dann wiehern davongaloppierende Pferde. Bald ist Roge wieder da. Der steile Anstieg beginnt. Die Pferde brauchen nicht erst angetrieben zu werden; unter ihren Hufen sprühen von den Steinen helle Funken. Vorüber geht es an Indio-Hütten; ab und an sitzt jemand vor der Tür und spielt Flöte. Die wehmütige Musik geht den Reitern beharrlich nach. Auch Lucinda

wird traurig, wenn sie an ihre Mutter denkt oder an den Bruder und an die Hütte daheim. Lucinda schluchzt bei dem Gedanken an die Unmöglichkeit der Rückkehr. Die Mutter und der Kleine werden jetzt sicher auch weinen, sie sind allein und grämen sich. Kann man denn wirklich nicht umkehren? Der Ort ist doch nicht weit entfernt! Immer noch tönen die Flöten hinter ihr her und bestätigen, wie nahe noch das Haus der Mutter ist. Tränen rollen ihr über das Gesicht und tropfen auf Arturos Arm, der Lucinda umschlingt.

„Weinst du?“

„Meine Mutter! Mein Brüderchen!“

Beinahe barsch erwidert er: „Nichts mehr zu machen. Zu spät.“

Das ist die Stimme des Flusses. Sie klingt herrisch und duldet keine Widerrede. Nun hört Lucinda nur noch diese Stimme und muß sich, bezwungen, der Strömung überlassen.

Oben auf dem Grat des Hanges steigen sie ab, schnallen die Sättel fester und sehen sich nach dem Wege um. Sie lauschen. Nicht das leiseste Anzeichen nahender Tritte. Niemand verfolgt sie. In der Tiefe unten duckt sich der Ort; hundert im Tal verstreute Lichtchen verraten ihn. Auf dem Hauptplatz wird eben ein Feuerwerk abgebrannt. Wie schön es heraufglänzt! Aber den Knall der Kanonenschläge hört man nur schwach hier oben, es ist zu weit.

„Auf Wiedersehen!“ ruft Arturo. Munter reiten sie bergab, in der Richtung auf den Marañón. Auch der Hufschlag klingt fröhlich. Über Lucinda kommt eine seltsame Ruhe. Sie würde gern reden, aber ihr fällt nichts ein. So drängt sie sich an den Mann und umarmt ihn mit aller Kraft.

Die Nacht ist pechschwarz. Die Reiter lassen den Pferden die Zügel; die Tiere kennen den Weg. Das Mädchen spürt, daß es steil bergab geht; denn sie gleiten alle Augenblicke aus. Steine rollen zu Tal.

„Bis sie die Gäule gefunden haben, dauert es Stunden . . .“

„Und wenn sie tot sind . . .?“

„Unkraut vergeht nicht.“

„Na, dann sollen sie uns mal suchen!“

Die Brüder lachen auf. Zweige peitschen ihnen ins Gesicht. Arturo rät dem Mädchen: „Vorsicht! Augen zu! Bücke dich!“

Sie reiten offenbar durch baumreiches Gelände. Die Äste streifen ihre Hüte. Wasser rauscht in der Nähe. Unermüdlich singen Grillen und Zikaden. Nun schwatzt das Wasser noch näher; es scheint ihren Weg ins Tal zu begleiten.

„Ist das der Marañón?“ fragt Lucinda unruhig.

„Nein. Hier fließt nur ein Bergbach. Der Strom ist noch weit.“

Die Pferde plätschern im Wasser und trinken einen Augenblick. Dann rasseln wieder Steine. Die Stimme des Wassers folgt den Reitern dicht neben dem gewundenen Pfad. Jetzt kommen hohe Stufen. Die Gäule bezwingen sie tastend und witternd, beinahe nur mit dem Geruch. Den Kopf tief geneigt, untersuchen sie den Weg und steigen langsam tiefer. Hinab – hinab! Bei jeder neuen Stufe erschauert Lucinda. Hinab, hinab in die Schlucht! Bach und Pfad, Mensch und Tier ziehen dem Marañón entgegen. So geht es stundenlang. Lucinda ergibt sich in diese Bewegung, die sie wie einen lustvollen Fall empfindet.

Die Männer sind verstummt. Während sie unaufhaltsam in der Finsternis versinken, hören sie nur noch harten Hufschlag und das Brausen des Wassers. Hin und wieder preßt sich ein Mund warm und hart auf Lucindas Hals. Das Mädchen drängt sich zitternd an den Geliebten. Schwarze, schwindelerregende Tiefe . . .

Nun treten die Hufe leise auf weichen, anscheinend feuchten Boden. Hier weitet sich das Tal des Baches.

Die Pferde traben an. Noch eine Stunde, dann sind sie am Marañón, gegenüber von Shicún. Der Tag kommt. Im Laubwerk schwimmt

eine leichte Helligkeit, Vögel rühren sich in den Baumwipfeln. Der Weg verläuft in eine Erhebung, von der aus man auf bleigrauem Hintergrund einen großen, schwarzen Fleck wahrnimmt.

„Das sind die Felsen“, erklärt Arturo. „Von unten sehen sie immer so aus. Noch eine kleine Weile, dann sind wir da . . .“

Man kann bereits das weiße Band des Weges erkennen. Unablässig galoppieren die ausdauernden Pferde um die Wegbiegungen. Da – dumpfes Rauschen, ununterbrochen . . .

„Der Marañón!“

Lucinda hat das Empfinden, als füllten sich ihre Ohren mit Wogenschaum. Es wird nun rasch heller. Ein gelber Fleck breitet sich von der Höhe der Felsen nach unten aus und nimmt bald das ganze Tal ein. Man erkennt die roten Klippen und den gelben Erdboden, an dessen Rand ein Weg entlangläuft, den Steine und weißlicher Staub bedecken. Arturos Pferd bleibt stehen und wiehert. Roges Gaul tut es ihm nach. Da ist der Marañón! Durch die belaubten Bäume, die sich an den Berghängen im Gleichgewicht halten und einander umarmen, wie um sich zu stützen, leuchtet blau der sommerliche Strom. In seinem Lauf bildet das Wasser kleine Fälle, an den Ufersteinen schäumt es weiß. Fröhlich klingeln die Sporen. Sie treiben die Pferde an, und nach halbstündigem Ritt halten sie zwischen kleinen Häusern und Zuckerrohrpflanzungen am Ufer des Flusses.

Das hier ist Santa Filomena, drüben liegt Shicún.

Sie steigen ab. Die Brüder lockern die Sattelgurte, während sich Lucinda auf einem großen, schwarzblauen Stein niederläßt und nicht müde wird, auf den breiten, tiefen Strom zu blicken. Das also ist er, das ist sein Tal! Scharf stehen die Spitzen der roten Felsen gegen den Himmel, und der Himmel ist blau. Das Morgenlicht malt goldene Striche auf den Sand am Ufer. Hoch oben wird der Fluß noch einmal sichtbar. Dort beschreibt er einen Bogen und verliert

sich hinter einer fernen zweiten Kurve. In seiner ganzen Breite ist er ein einziges wogendes Blau mit weiß gesäumten Rändern.

Die Hitze des Tages löst Lucindas Glieder, aber die Augen des Mädchens werden nicht müde. Sie sind sehr lebendig und stehen weit offen. In ihnen malt sich das Entzücken einer in sich gekehrten, leicht erregbaren Seele.

Die Brüder rufen nach der Fähre und satteln ab. Dann gehen die Pferde ins Wasser und schwimmen mit Leichtigkeit hinüber. Am andern Ufer erscheinen zwei Männer, besteigen ein Balkengerüst und bedienen breite Holzstangen. Lucinda sieht zu und versteht alles, ohne zu fragen. Das ist die Fähre, das sind die Ruder und die Fährleute! Arturo ist ja auch einer von ihnen! Wie sie sich vornüber beugen und die Ruder eintauchen! Sie nähern sich. Noch zwei kräftige Rucke, dann landen sie in stolzem Gleitbogen. Sie werfen ein Seil herüber, das Roge schnell ergreift, und springen mit fröhlichen Begrüßungsworten ans Ufer. Nun werden die Sättel und Packtaschen auf die Fähre gebracht, und alle steigen ein. Aus purem Vergnügen übernimmt Arturo ein Ruder. Er wühlt das Wasser auf und verwandelt es mit jedem Schlag in Schaum. Rasch kreuzt das Fahrzeug die Wellen. Lucinda kann den Blick nicht von Arturo wenden. So hat sie sich ihn gedacht: Wie er mit kraftvollen Ruderschlägen den Strom bezwingt und über dem schönen, reißenden, starken Marañón aufragt.

Arturo ist wie der Fluß. Oder, der Fluß ist wie Arturo. Beide sind groß. Darum kämpfen sie.

Im Hause eines der beiden Fährmänner nehmen sie einen Imbiß ein. Der Freund setzt ihnen Yucas mit scharf gepfeffertem Dörrfleisch vor. „Frisches Fleisch gibt es nicht. Mein Gewehr ist nicht in Ordnung.“

„Tut nichts. Wir gehen bald wieder.“

Der Mann fordert sie herzlich auf: „Bleibt doch noch eine Weile!“ Die Brüder lachen. Lucinda hört nicht hin, was die andern reden, sondern bewundert die Pflanzung, die vor dem Hause liegt. Da wachsen Kokasträucher, Mangos mit dichtem Geäst und weiß blühende Orangenbäume mit ihrem starken Duft.

„Hör mal! Wir sind auf der Flucht“, erklärt Arturo und erzählt von dem Zusammenstoß mit den Polizisten. „Wenn sie kommen und herüber wollen, so stell dich taub! Laß dich nicht sehen, wenn sie auch noch so sehr schreien!“

„Ich bin taub wie eine Wand“, versichert der Fährmann.

Sie steigen wieder auf, verlassen Shicún und halten nur einen Augenblick an, um sich die Zuckerfabrik anzusehen, die Don Agustín, der Besitzer des größten Teils der Talebene, gebaut hat. Die Einrichtung wird durch ein wunderbares eisernes Rad betrieben, das sich erst mit Wasser füllt, sich dann wieder leert, sich von neuem füllt und sich auf diese Weise bewegt. Auch die Zuckerkocherei ist sehr sehenswert. Ihre drei glänzenden Eisenwalzen drehen sich unermüdlich und pressen die Zuckerrohrschäfte, die hier auf dem Felde wie grüne und gelbe Seen im Winde wogen, zu einem Brei zusammen.

Gegen Abend kommen die Reisenden nach Calemar und treffen die Eltern beim Essen am Herdfeuer. Erst sind die Alten überrascht, dann gerührt. Doña Melcha legt das runzlige Gesicht unter Tränen an die zitternde, pralle Brust Lucindas. Das Mädchen soll ihre Tochter werden.

Es ging nicht alles glatt; denn das Leben hat, wie der Strom, viele Krümmungen und schwierige Übergänge. Eines Tages kamen mehrere Polizisten und wollten die Brüder abholen. Aber kaum betraten sie das Tal, so wurden sie gesichtet, und in Shicún auch.

Arturo und Roge verbargen sich mit Lucinda im Röhricht. Die Alten gaben an, sie wohnten schon lange irgendwo im Gebirge. Auch sonst war über sie im Tal nichts zu erfahren. „Nicht da! Schon längst verschwunden!“ sagten die Leute.

Obwohl der Ortsvorsteher ihre Abwesenheit bestätigte, zogen die Polizisten erst nach dreitägigem Suchen wieder ab. Auch das Röhricht nahmen sie sich vor. Als sie es in Brand stecken wollten, baten alle, es nicht zu tun. Sie wüßten dann nicht, wie sie ihre Häuser flicken sollten; kräftige Schilfhalme seien selten. Als später die Wache in der Stadt abgelöst wurde, geriet die Sache in Vergessenheit. Aber Lucinda bekam das Wechselfieber und fröstelte immer. Alle Tränke der alten Melcha halfen nichts, und Arturo mußte Chininbesorgen. Was noch schlimmer war: Lucinda hatte in dieser Zeit zwei Fehlgeburten, die der Vater auf dem Friedhof beisetzte. Als man in Calemar das Fest der Heiligen Jungfrau der Beständigen Hilfe feierte, heirateten Arturo und Lucinda, um in der Gnade Gottes zu leben. Bald darauf wurde die junge Frau gesund, und dann kam Adán zur Welt. Man erzählte sich, das sei ein Wunder der Jungfrau.

So lebt denn Lucinda jetzt in Calemar. Das war ihre Geschichte. Und Florinda? fragt man vielleicht.

Ich will nur sagen, daß die hübsche Florinda gut zu Lucinda paßt und auch zu Hormecinda, Orfelinda, Hermelinda und allen andern Frauen von hier. Es sind gute Kameradinnen.

Ihre schönen Namen klingen uns angenehm in den Ohren. Sie selbst versüßen uns das Leben. Sie sind wie Koka. Wir Talmänner haben sie sehr lieb.

Im Hochgebirge

Don Osvaldo Martínez de Calderón bewegte sich bergwärts, „zuweilen zu Fuß, zuweilen zu Roß“; denn auf dem scharfen Felsgrat glitt sein Pferd mit den großen, schweren Hufen jeden Augenblick aus. Der gute Rappe keuchte und seufzte vor Sehnsucht nach seiner weiten, ebenen Heimat an der Küste. Müdigkeit krümmte dem Reisenden den Rücken und ließ ihn die Wegbiegungen zählen.

Endlich ragten auf einem Höhenrückenein paar breitwipflige Ulmen auf. Mensch und Tier machten halt, um dem angestregten Herzen Rast zu gönnen und dann ausgeruht den Weg weiterzuverfolgen. Der Anstieg war schwierig gewesen. Überall Felsen und Steine auf dem schmalen Band des Pfades. Rechts und links Kakteen und Dornsträucher, die mit Verletzungen drohten. Oberhalb des in der Tiefe liegenden heißen Engpasses hörten die hohen Bäume auf und damit auch der Schatten. Nun drückte sich nur noch Gestrüpp an den Boden und schien nichts anderes im Sinn zu haben, als den Wanderern seine Krallen entgegenzustrecken. Während des ganzen Marsches aber brannte eine wütende Sonne herab.

Don Osvaldo stieg wieder auf, kam nach kurzer Zeit an eine freundliche Ulmenreihe, ritt auf tonigem Boden an ihr entlang und hatte bald ein rotes Ziegeldach vor sich. Auf einer Veranda mit steinerner Brüstung erschien erst ein Indio und dann ein Greis mit dichtem Bart. Das war Don Juan Plaza, der Besitzer des Gutes Marcapata. Er trug einen gelben Palmstrohhut und einen hellbraunen Poncho, der nur die stumpfschwarzen Stiefel frei ließ.

„Steigen Sie ab, Señor!“ lud der Alte den Reisenden ein, als dieser heran war. Fremden bewies Don Juan eine Herzlichkeit, die in ihrer großzügigen, ruhigen Sicherheit ganz dem Hause glich, vor dem Don Osvaldo jetzt vom Pferde sprang.

Nun erblickte er auch die anziehende Natur rund um den Gutshof und ließ ihren sanften, ländlichen Zauber auf sich wirken. Überall breiteten sich zartgrüne Weizenfelder; vor den Hütten der Feldarbeiter standen Agaven in stiller, nackter Schlankheit. Schwarzweiße und hellbraune Kühe strichen die Koppelumfriedungen entlang, und weiter oben, auf den grauen Berghängen, schimmerten die weißen Vliese der von laut kläffenden kleinen Hunden bewachten Schafherden. Hin und her auf schmalen, gelben Wegen trotteten Indio-Frauen und Männer in kurzen, granatroten Röcken und bunten Ponchos.

Der Greis macht den Reisenden mit seiner Familie bekannt: Frau, Kinder, ein Schwarm Verwandter. Dann begibt man sich ins Speisezimmer und nimmt auf schweren Holzstühlen vor einem blank gescheuerten Tische Platz. Es ist ein mächtiger Raum, von dessen nackten Wänden die Stimmen widerhallen. Noch vor dem Hausherrn wird dem Gast frische Milch und braunes Brot gereicht. Der Alte plaudert von diesem und jenem; ein langhaariges Hündchen sieht mit sanftem Blick zu ihm auf.

„Glauben Sie mir, es ist mir ein Vergnügen! Hier ist es so einsam, daß jede Begegnung mit einem zivilisierten Menschen – sie ist selten genug! – geradezu eine Offenbarung für mich ist. Aufrichtig, lieber Don Osvaldo, aufrichtig!“

„Mir ergeht es ebenso, Don Juan. Die Cholos unten in Calemar sind freundliche Leute, aber sie sprechen von nichts anderem als von sich selbst und ihren eigenen Angelegenheiten. Austausch kann man sich mit ihnen nicht, – man versteht sich nicht . . .“

Der Ingenieur gibt dem Hunde Brot, das er vorher in Milch getaucht hat, und dann muß er auf viele Fragen des Hausherrn antworten. „Sie wollen Gesteinsuntersuchungen vornehmen? Dazu brauchen Sie Führer“, sagt der Alte entgegenkommend.

„Ja, natürlich.“

Der Alte stößt auf einer Rohrflöte einen Pfiff aus; bald darauf erscheint ein junger Indio, der Hausdiener, der Pongo. Er merkt so scharf auf, daß er die Worte eher zu sehen als zu hören scheint; er ist nur mit Hemd, Hose und Sandalen bekleidet. Die Haare auf dem länglichen Schädel sind kurzgeschoren. In dem starren, düsteren Gesicht wölben sich die dicken, regungslosen Lippen unter der gekrümmten Nase, zwischen vorspringenden Backenknochen. Nur in seinen grauen Augen ist Leben, und dieses Leben gehört dem Patrón. Er ist ganz Achtsamkeit, Dienstesifer, Hingabe, Demut...

„Jawohl, Taita.“

Dann verschwindet er mit leichten Schritten und klappernden Sandalen.

„Ich kann Ihnen Santos nur für ein paar Tage mitgeben. Wir haben jetzt viel Arbeit in den Pflanzungen, und ich brauche ihn“, fügt der Alte hinzu.

Durch die breite Tür dringt die Dämmerung. Die gegenüberliegende Zimmerwand färbt sich violett. In den Ecken sammeln sich dunkle Schatten. Der Alte spricht leise weiter. Seine Jahre, deren Zahl nur er selbst kennt, haben ihm reiche Erfahrungen geschenkt. Der Ingenieur, dem es nicht entgeht, daß der Gastgeber Wert darauf legt, seine Äußerungen beachtet und gewürdigt zu sehen, gibt knappe, wohlüberlegte Antworten.

Es sind angenehme Plauderstunden. Don Juan kennt das Leben in dieser Gegend sehr genau, da er lange Jahre hier geschafft hat. Spricht er von der Vergangenheit, so wählt er Worte, die auch seine

Vorfahren gebraucht haben. In der ländlichen Einsamkeit dieses Hochlandes gleitet das Wort von Mund zu Mund; jeder Bericht geht vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel über. Das hat kein Ende. Sobald diese Gebirgler zu reden beginnen, vernimmt man Wörter und Redensarten, die man sonst nie hört, aus fernen Zeiten, mit all ihrer ursprünglichen Frische und ihrem besonderen Duft. Diese Überlieferung ist ein ganzes Buch voller Seele und Leben. Das gilt auch von den Dingen, die Don Juan nach seinem eigenen Ausdruck „bei der Hand hat“ und von denen er mit allen Einzelheiten erzählen kann.

„Ja, Señor“, stellt er schließlich fest, „dieses Land ist gefährlich. Sie sind hier noch neu und müssen vorsichtig sein.“

Die Wand des Zimmers schimmert jetzt bläulich und nimmt bald dunklen Jaspisglanz an. Man muß die Petroleumlampe anzünden, die in der Mitte des Tisches steht. Ihr mattes Licht füllt den Raum, fließt wie Öl über die Möbel und läßt die Schnauze des Hundes unter dem Stuhl des Alten leicht aufglänzen. Die Schatten in den Winkeln erstarren zu demselben Schwarz wie die rauchige Decke, in der nur der Lampenzylinder einen ruhigen Lichtkreis ausschneidet.

„Selbstverständlich“, erwidert der Ingenieur. „Aber bekanntlich kann die Wissenschaft alles bezwingen.“

„Sehr wahr. Trotzdem muß man hier achtgeben und sich gut auskennen“, wiederholt der andere und brennt sich an der Lampe eine Zigarre an. Mit langsamen Zügen rauchend, kommt er nochmals auf seinen Rat von vorhin zurück. „Man muß vorsichtig sein, Señor!“

„Richtig, aber vor allem kommt es darauf an, wissenschaftlich und methodisch zu verfahren.“

Wie ein wilder Hengst mit wehender Mähne saust der Wind ins Zimmer. Don Juan erhebt sich, schließt die Tür, klappt die alten Fenster zu und nimmt wieder Platz.

„Ich verstehe, Señor. Auch ich habe das Gymnasium besucht, in Huamachuco. Aber nicht immer hilft einem die Wissenschaft. Ich habe oft erlebt, daß junge Männer aus Lima mit großen Erwartungen herkamen, aber bald wieder umkehrten, Schwären auf dem Gesäß, durchglüht von der Kopfrosee und vom Wind der Hochebene. Sie waren dann nur noch ein Häufchen Elend. Andere sind gestorben. Es ist schon so: Wer sich zuviel zumutet, muß sterben, Señor . . .“
„Sterben?“ fragt Osvaldo erregt. Aber er gewinnt alsbald seine Ruhe zurück. „Ich sterbe nicht“, versichert er. „Ich muß siegen und ich werde siegen.“

„Die Männer sind aber gestorben, Señor! Ich will es Ihnen erzählen.“ Er lehnt sich zurück. In dem unregelmäßigen Schatten der struppigen Brauen leuchten seine abgrundtiefen Augen. Der Ingenieur rückt seinen Stuhl vom Tische weg, kreuzt die Beine und öffnet den Kragen. Minuten vergehen. In dem weiten Raum herrscht tiefes Schweigen.

„Hochgebirge, Wald und Strom sind gefährlich, Señor. Vor ein paar Jahren kamen drei junge Männer zu uns. Der eine hieß Alejandro Lezcano und war Peruaner, die beiden andern waren Polen. Sie hatten Gewehre, Revolver, Pläne, Karten, Kompass, Konserven und eine ganze Ladung Kleinkram bei sich und wollten die Wälder am Huayabamba erforschen. Er entspringt hier in der Gegend, wie Sie wissen, und mündet in den Huallaga. Der junge Lezcano hatte große Hoffnungen; er war in den Vereinigten Staaten erzogen worden. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er in die Heimat zurück und blieb in Cajabamba wohnen, wohin er eigentlich nur gegangen war, um seine Familie zu begrüßen. Aber das Schicksal umschlingt einen wie eine unzerreißbare stählerne Kette. Die Gringos kamen! Erst schlossen sie mit Lezcano Freundschaft. Sie sprachen ja alle Englisch, und dann konnte Lezcano wissenschaftlich durchaus

mit ihnen mitkommen. Sie redeten ihm zu, und schließlich wurde beschlossen, daß er sie begleiten und an den Mühen ihrer Expedition, später aber auch an ihrem Gewinn teilnehmen sollte.“

„Gewinn?“

„Ja, Señor. Sie hatten eine Konzession, das Tal des Huayabamba bergbaulich auszubeuten, eins der reichsten Täler hier. Kaum hat es je ein zivilisierter Mensch betreten. Vor langen Jahren gab es einmal einen Weg dorthin. Später hörte jeder Verkehr auf, und der Wald verschlang den Weg wieder. Das war nach der Zeit, als man mit Pajatén, Pachiza, Lichiza und den übrigen Ortschaften in jener Gegend Handel trieb und auch mit den Indios dort. Aber eines Tages begannen die Indios, die weißen Menschen zu ermorden. Der Ort Pajatén verschwand, entweder weil ihn die Indios zerstörten oder weil ihn die Bewohner aus Furcht vor ihnen verließen. Stellen Sie sich vor: Nach den Berichten meiner Großväter brachen die Wilden sogar aus ihren Wäldern hervor und überfielen die Ortschaften in unserer Provinz! Sie machten Contumarca und Collaí dem Erdboden gleich, töteten die Männer und verschleppten die Frauen. Eine tolle Geschichte, Señor . . . Und was noch schlimmer war: Die Brücke über einen dort noch nicht befahrbaren Nebenfluß des Huayabamba wurde durch eine Hochflut weggerissen, so daß man von dort aus zu Fuß so weit vordringen mußte, bis man auf ihm weiterkommen konnte.

Ein Verwandter von mir hatte das Unglück, in diese Lage zu geraten. Er langte mit einer Ladung Hüten und allerlei Bergkräutern an dem Fluß an, als die Brücke gerade verschwunden war. In der Hoffnung, daß das Wasser fallen werde, wartete er tagelang. Seine Lebensmittel gingen zu Ende. Die Träger flüchteten und ließen ihn mitten im Walde allein. Ein Glück, daß sie ihn nicht ermordet haben! Dazu regnete es, was vom Himmel herunter wollte. Er

besaß nur noch eine Packtasche voll Mais. Den mußte er roh verzehren, denn er konnte bei dem Regen kein Feuer anzünden. Auch als der Regen endlich nachließ – nun, mit Holz, an dem das Wasser herunterläuft, kann man kein Feuer machen! Ich bin auch schon in jener Gegend gewesen und weiß Bescheid, Señor . . . Was ich noch sagen wollte: Mein Verwandter warf einen Blick auf seine Axt und dann einen auf einen mächtigen Baum, der vor ihm stand, so hoch, daß man seine Spitze nicht sehen konnte. Mein Verwandter ging daran, ihn auf der dem Fluß zugekehrten Seite anzuschlagen. Er wollte ihn so fällen, daß er über das Wasser hinwegstürzte und dann als Brücke dienen könnte. Tagelang hieb er daran herum und aß seinen Mais dazu, immer bei strömendem Regen. Endlich fing der Baum an zu stöhnen und krachte zu Boden. Das Krachen dauerte ungefähr eine Stunde und klang, als ob der ganze Wald umfiel . . .“

„Einbildung oder Echo?“ unterbricht ihn der Ingenieur.

„Weder – noch, Señor. Der Baum war so groß, daß er bis auf das gegenüberliegende Ufer hinüberreichte und die Bäume in der Nähe mit in seinen Sturz hineinriß. Im Walde wirft ein Baum den andern um. So pflanzt sich der Sturz kilometerweit fort und reißt eine lange Lücke. Das hört erst dann auf, wenn eine Lichtung oder ein Fluß oder ein besonders starker, gut verwurzelter Baum kommt, Hütten, ja ganze Siedlungen von Eingeborenen werden auf diese Weise zerstört, ganz davon zu schweigen, daß auch großes und kleines Getier, einschließlich der Kletteraffen, dabei umkommt.“

„Wie aber ging es nun weiter? Wollen Sie Ihren Verwandten im Walde allein lassen?“ erinnert der Fremde.

„Ich denke nicht daran! Seine Stunde war damals noch nicht gekommen. Er überschritt den Fluß auf dem mächtigen Baumstamm, hatte nun aber nichts mehr zu essen. So gut es ging, verfolgte er

die Höllenspfade durch den Wald und achtete sorgfältig darauf, die Spur, die hinausführt, nicht zu verlieren. Dann kletterte er die Berghänge hinauf, wo es Wege nur dem Namen nach gibt, hielt sich an Wurzeln, Steinen und Sträuchern fest und kam endlich mit zerlumpten Kleidern, zerrissenen Schuhen und zerschundenen Händen oben an. Dort konnte er nicht mehr weiter und fiel hin. Viehhirten fanden ihn und schafften ihn nach ihrer Hütte. Vor jedem Essen ekelte es ihn noch tagelang. Seine Ladung hatte er natürlich zurücklassen müssen. Als er wieder gesund war, machte er sich mit ein paar Männern auf, um sie zu holen. Er fand nur noch erbärmliche Reste; die Tiere des Waldes waren über die Packen hergefallen und hatten sie zerfetzt.“

„Und wie ist es Lezcano und seinen Begleitern ergangen?“ fragt der Ingenieur. Er streicht sich über die Stirn und denkt daran, was er bei Kipling gelesen hat. Nie hätte er geglaubt, daß sich etwas Derartiges auch in Péru, gleich hinter den vor ihm liegenden Bergen ereignen könne . . .

„Darauf wollte ich eben zu sprechen kommen, Señor. Sie nahmen sich einheimische Führer mit, Männer, die bereits in den Wäldern gewesen waren und sie genau kannten. Zuversichtlich zogen sie ab; es war ja die Jahreszeit, in der es hier nicht regnet. Aber im Walde regnet es, mehr oder weniger stark, alle zwölf Monate des Jahres. Sie fanden noch den Baum, auf dem mein Verwandter über den Fluß gesetzt war. Aber er war mit der Zeit völlig verfault und ‚kehrte zur Erde zurück, von der er genommen war‘. Ein Heer roter Ameisen zog auf ihm hin und her und benutzte ihn ebenfalls als Brücke. Da saßen die Männer in Sumpf und Dickicht, ohne die Sonne zu sehen, so daß sie sich nicht orientieren und kaum vorwärts kommen konnten. Die Führer waren mehr wert als alle Kompassse. Langsam gingen sie voran und hieben mit dem Buschmesser Bahn.

Es regnete in Strömen; auch die am dichtesten belaubten Bäume schützten nicht davor. Können Sie sich das vorstellen?“

„Es muß eine schwierige Lage gewesen sein.“

„Ja. Aber Sichvorstellen und Erleben ist zweierlei! Man muß selbst bei unaufhörlichem Regenwetter unter wilden Tieren, Insekten und Reptilien gehaust haben, um die entsetzliche Mühsal solcher Tage zu verstehen. Übrigens ist der Wald selbst das Allerfurchtbarste. Man hat dauernd uralte Bäume, Lianen und andere Schlingpflanzen vor sich, die sich unentwirrbar ineinanderschlingen und einen packen, umzingeln, fesseln und zu Boden reißen. Unter solchen Umständen gelangten die Männer eines Tages an einen Fluß, der vermutlich der Huayabamba war.“

„Warum zogen sie nicht am Ufer des Nebenflusses entlang?“
forscht der logisch denkende Ingenieur.

„Die kleinen Flüsse hier haben kaum einen freien Uferstreifen. Der Wald beginnt unmittelbar neben ihnen. Man muß mühsam über die Felsen klettern, die einem alle Augenblicke im Wege liegen. Das ist ebenso schwierig, ja zuweilen noch schlimmer, als mitten durch den Wald zu wandern. Nun also – an jenem großen Flusse stießen sie auf eine Hütte, wie sie die Räuber als Unterschlupf bauen, auch fanden sich frische Spuren von Kochfeuer vor. Die Führer erschrakten; denn das bedeutete, daß welche in der Nähe waren. Dennoch drangen sie am nächsten Tage wiederum in den Wald ein, um sich Bäume für den Bau eines Bootes auszusuchen. Unterwegs machten sie halt, um von ihren Konserven zu frühstücken. Einer der Führer behauptete, nicht weit davon fließe ein Bach, dort habe der Ort Pajatén gelegen. Davon war nichts mehr zu entdecken. Der Wald hatte das ganze Gelände zurückerobert, und an der Stelle, wo früher Häuser gestanden hatten, flochten sich jetzt die Bäume und Lianen zu einem düsteren Gewirr ineinander. Die Männer aber freuten

sich, denn von hier bis zur Mündung des Flusses in den Huallaga waren es nur noch fünfundzwanzig Leguas, die sie mit Leichtigkeit auf einem Floß zurücklegen konnten. Plötzlich hörten sie es im abgefallenen Laub rascheln und bemerkten einen Mann im Dickicht, der mit dem Blasrohr auf der Jagd war. Er pustete hinein, und die winzigen Pfeile flogen so schnell durch die Luft, daß man nur einen dunklen Strich wahrnehmen konnte. Der Indio, der anscheinend Vögel schießen wollte, verschwand wieder im Walde, ohne zu verraten, ob er die Fremden gesehen habe. Sein Gesicht war mit Achote rot gefärbt, seine Kleidung war blau. Den Stoff, den die Indios von den Händlern am Huallaga eintauschen, färben sie immer so.“

„Kam er mit anderen zurück?“ fragt der Ingenieur, denn er hat gemerkt, daß Don Juan die Episode mit dem Jäger nicht zu Ende bringen wird.

„Wahrscheinlich wollte er das, Señor. Diese Räuber sind wilde Burschen. Wer sie nicht kennt, soll sich vor ihnen in acht nehmen! Sie und ihre Gegner töten sich gegenseitig, und wenn sie einen Weißen treffen, der nicht aufpaßt, morden sie ihn ebenfalls. Wenn er nicht achtgibt, erlebt er das gleiche, sobald er etwas bei sich hat, was sie ihm rauben können. Es sind Faulpelze ohnegleichen, grämliche, jähzornige Kerle. Sie berauschen sich gern mit dem scheußlichen Zeug, dem Masato.“

„Masato – benutzen sie zur Herstellung wirklich Speichel?“

„Ja. Um Masato zu bereiten, kaut man Yuca und wirft sie dann in hölzerne Gefäße, wo sie mit einer entsprechenden Menge Wasser in Gärung gerät. Das ergibt Masato. Wollen Sie mir glauben, daß ich ihn selbst getrunken habe, und zwar mit Genuß?“

„Was Sie nicht sagen!“

„Doch, Señor. Jetzt nenne ich ihn ‚scheußliches Zeug‘, aber ich habe es erlebt, oft erlebt, daß er mir gar nicht scheußlich vorgekommen

ist. Das erste Mal zog ich den Huallaga hinauf. Abwärts fährt man im Boot; die Indios verstehen sich darauf, Engen und Schnellen zu überwinden. Aber flußaufwärts kommt man nicht gegen die Strömung an, sondern muß sich das Boot auf die Schultern laden. Eines Tages rackerten wir uns mit unserm Kahn auf dem Rücken in einer wahren Hölle von Steinen und Lianen am Ufer ab. Ich war vollständig erschöpft und konnte nicht mehr weiter. Da bot mir ein Indio seinen Flaschenkürbis voll Masato an. Ich trank und trank . . . Er erschien mir weder schmutzig noch widerwärtig, sondern schmeckte süß und stärkte mich. Ich trank und trank, Señor . . . Seitdem mache ich es immer so, wenn ich in den Wäldern bin. Es fällt mir eben wieder ein. Ich muß darüber lachen, wie zimmerlich ich hier geworden bin . . .“

Der Ingenieur fragt nichts mehr, und der Alte schweigt einen Augenblick. Beide denken darüber nach, daß der Mensch inmitten einer primitiven, wilden Natur ebenso wird wie diese selbst. Vielleicht kommt sogar einmal der Augenblick, wo Aas dazu dienen muß, das Leben zu verlängern. Der Kampf ums Dasein im Urwald duldet keine Bemäntelung, keine Ausflüchte.

„Also, Señor“, fährt der Alte fort, „die Führer wollten nicht länger im Walde bleiben. Zudem hatten sie es satt, sich von Fledermäusen anzapfen zu lassen. Die sind hier so häufig und gierig, daß sie sogar Menschen angreifen, besonders in mondlosen Nächten. Wenn der Mond scheint, legt man sich an einer Stelle schlafen, wo er hinkommt; dann fallen einen die Vampire nicht an. Aber die Dunkelheit ist ihr Verbündeter, und daran mangelt es im Walde nicht. Wenn die Männer nach einer finsternen Nacht aufwachten, konnten sie drei bis vier Wunden am Halse oder an den Füßen zählen. Die Bestien saugen auch den Vögeln im Walde und den Hühnern, die die Ungläubigen züchten, das Blut aus . . .“

Mit der religiösen Scheu, die man ihm im Recoleta-Gymnasium zu Lima beigebracht hat, bemerkt der Ingenieur: „Ungläubige? Glauben die Indios nicht an Gott?“

„Wer weiß, Señor . . . Sie glauben, Gott sei der höchste Baum oder der größte Fluß. Sie haben besondere Gebräuche und werden von ihren Medizinmännern darin unterrichtet. Wenn sie Christen werden, tun sie es aus Eigennutz. Früher kamen Missionare zu ihnen und gaben ihnen Geschenke, um sie anzulocken. Predigen nützt nichts, zumal die Mönche dabei Dolmetscher brauchen. Das Geheimnis der Jungfräulichkeit Mariä zum Beispiel oder der Heiligen Dreieinigkeit ist eine höchst unklare Angelegenheit für sie; noch weniger sind sie davon zu überzeugen, daß sich ein Mensch wie Jesus hat töten lassen, um andere zu retten. Einmal erhielt ein Indio ein Messer, einen Spiegel und ein paar Glasperlen geschenkt, weil er seinen Sohn hatte taufen lassen. Am nächsten Tage kam er wieder und wollte den Jungen noch mal taufen lassen.“

„Mit der Geschichte von den Forschern kommen Sie nie zu Ende, Don Juan!“ wirft der Ingenieur lächelnd ein.

„Sie hören ja auch nicht auf, Fragen zu stellen und Bemerkungen zu machen! Sie verlangen mehr Erklärungen als eine arme Seele im Fegefeuer Gebete. Na, dann will ich endlich Schluß machen. Hören Sie also: Trotz aller Anerbieten der Reisenden kehrten die Indios um und ließen die Fremden mit ihren Gewehren, Revolvern, Karten, Plänen, Konserven und ihrem Kleinkram allein . . .“

„Und . . .?“

„Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Sie sind am andern Rande des Waldes niemals angelangt. Auf unserer Seite sind sie ebenfalls nicht zum Vorschein gekommen. So ist der Wald, Señor!“

Der junge Ingenieur denkt ernsthaft nach und schweigt eine Weile. Don Juan sieht ihn mit seinen alten, erfahrenen Augen an und wundert

sich nicht, als der andere feststellt: „Wie dem auch sei, sie sind eben nicht systematisch vorgegangen.“

„Ihre Meinung in Ehren, Señor, aber hier muß man das wissen, was einen nur das Land selbst lehren kann. Wer kann Sie vor einer Schlange oder einem sicheren Schuß aus einem Blasrohr retten? Oder vor dem Labyrinth des Waldes, der reißenden Strömung, dem Abgrund, der sich vor Ihnen auftut und Sie schwindlig macht, damit Sie hineinstürzen?“

„Sie werden sehen, lieber Don Juan, daß ich hier etwas Gutes und Großes schaffe.“

Don Juan, ein alter Schlaukopf, benutzt die Gelegenheit, den Fremden auszuhorchen; aber er fragt ganz beiläufig, als ob ihm im Grunde nichts daran gelegen wäre: „Ja, – was wollen Sie denn nach alledem hier machen?“

„Was Sie mir vom Urwald und vom Tal des Huayabamba erzählt haben, erregt meine Neugier, vielleicht mehr noch, meine echte Anteilnahme. Möglicherweise gibt es hier Erzvorkommen. Wenigstens behauptet man, daß in dieser Gegend welche lägen. Wir werden ja sehen!“

„Aha, lieber Freund: Sie haben sich noch nicht entschieden! Na, dann werden Sie mir später allerlei zu sagen haben. Erst aber besteigen Sie einmal den Campana-Berg. Von dort aus können Sie alles überblicken. Es ist recht gut, sich vorher die ganze Sache anzuschauen. Dann erforschen Sie, was Sie wollen, aber nehmen Sie sich in acht! Wollen Sie nach Bambamarca gehen? Schön. Sobald Sie hinkommen, stellen Sie sich krank . . .“

„Machen Sie sich lustig, Don Juan?“

„Durchaus nicht. Die Indios von Bambamarca sind leicht beleidigt und fassen alles als Geringschätzung auf. Der Alcalde oder der Polizeikommissar wird Sie aufnehmen und bewirten, gastfrei sind

sie ja. Sie werden Ihnen dann eine große Schale Kartoffeln, eine mächtige Schale Suppe und eine andere mit Oca vorsetzen. Das alles müssen Sie aufessen, sonst geben sie Ihnen überhaupt nichts mehr. Diese Indios können nicht begreifen, daß jemand weniger Hunger hat als sie selber. Wenn man etwas übrigläßt, glauben sie, man wolle sie ärgern. Darum müssen Sie zuallererst Melissen- oder Orangenblütenwasser verlangen; das holen sie sich immer in Calemar. Beteuern Sie, Sie hätten gräßliche Magenschmerzen. Wenn Sie dann nur wenig essen, stören Sie wenigstens die freundschaftlichen Beziehungen nicht.“

Der Ingenieur lacht in dem Gefühl überlegener Bildung und Zivilisation. Man hat ihm bereits früher erzählt, daß die Indios Dummköpfe sind. Aber auch für sie werden bessere Zeiten kommen!

„Glauben Sie mir, lieber Don Juan, wenn ich erst mein Unternehmen hier eingerichtet habe, dann werden sich die Sitten und Bräuche ändern. Was mich übrigens geradezu aufregt, ist, daß die Leute hier dauernd Koka kauen. Sie sollten lieber rauchen! Der Kokagenuß macht sie stumpf und schläfrig. Ich glaube, ein gut Teil der seelischen Verfassung von Eingeborenen und Mischlingen geht darauf zurück. Jahrelang betrieben, entnervt er die Menschen . . .“

„Zweifellos, Señor. Aber hören Sie, ich würde Ihnen raten, sich den Marañón vorzunehmen. Wollen Sie nicht Gold waschen? Eine Quelle des Reichtums, man braucht nur zuzugreifen! Ich bin zu alt dafür, sonst würde ich es selbst tun. Aber das Klima und das viele Ungeziefer würden jetzt bald mit mir Schluß machen.“

„Sie werden schon sehen, was geschieht, Don Juan. Jetzt kommt eine neue Zeit!“

Ein Windstoß dringt ins Zimmer. Eine alte Indio-Frau mit erd-brauner Haut tritt ein. In ihrem schwarzen Kleide gleicht sie einem

Schattenfleck; die Jahre haben ihren Rücken gekrümmt. Mit gefalteten Händen, den Blick zu Boden gerichtet, meldet sie mit undeutlicher Stimme, daß die Abendmahlzeit fertig sei. Dann verschwindet sie wieder in der Nacht.

„Das würde mich freuen, wirklich sehr freuen! Aber denken Sie immer an das, was ich sage: Gebirge, Wald und Strom sind gefährlich, Señor!“

Voller Begier, den Urwald kennenzulernen, macht sich der Ingenieur, kaum daß der neue Tag graut, auf den Weg. Er will einen Berg besteigen, dessen Gipfel in wallendem Gewölk beinahe unsichtbar ist. Da oben will er die Gegend betrachten und Pläne schmieden. Denn hier muß ein Unternehmen entstehen, das diese wilde, verschwenderisch reiche Natur bezwingt und zivilisiert. Wege müssen gebaut, Maschinen müssen aufgestellt werden, damit alles das, was sich hier geradezu anbietet, wofür aber der Mensch bisher noch keinen Finger gerührt hat, endlich ausgebeutet werden kann: Hölzer, Erze, Früchte, Gold . . .

Der Führer ist ein Indio mit dunkelfarbigem, kantigem Gesicht – wie die Berge. Mit regelmäßigen Schritten geht er dem Rappen des Ingenieurs voran. Der Fremde würde sich gern mit ihm unterhalten, aber der Indio gibt nur knappe Antworten. Ab und zu klopft er an den Checo und öffnet ihn; unaufhörlich kaut er Koka. Der Reisende denkt bei sich: Der Mensch stimmt immer mit der Natur überein. Im Tal ist er geschwätzig wie der Fluß oder die Bäume; mit zunehmender Höhe wird er immer stiller, wie das Gebirge.

Sie begegnen einem Indio aus Bambamarca, der ein paar dichtbehaarte Esel vor sich her treibt.

„Woher kommst du?“ fragt der Ingenieur.

„Aus Bambamarca, Taita.“

„Gehst du nach dem Marañón?“

„Ja, Taita!“

„Koka und Bananen holen?“

„Ja, Taita!“

„Wird es heute regnen?“

Der Indio wendet den Kopf nach allen Seiten und besieht sich den Himmel. „Wird wohl nicht, Taita.“

Der Ingenieur spornt den Rappen und holt den Führer, der weitergegangen ist, wieder ein. Er will versuchen, ob er vielleicht etwas redseliger wird.

„Warum sprechen die Menschen aus Bambamarca so wenig?“

„Das ist ihre Art, Taita.“

„Und du?“

„Ebenso, Taita.“

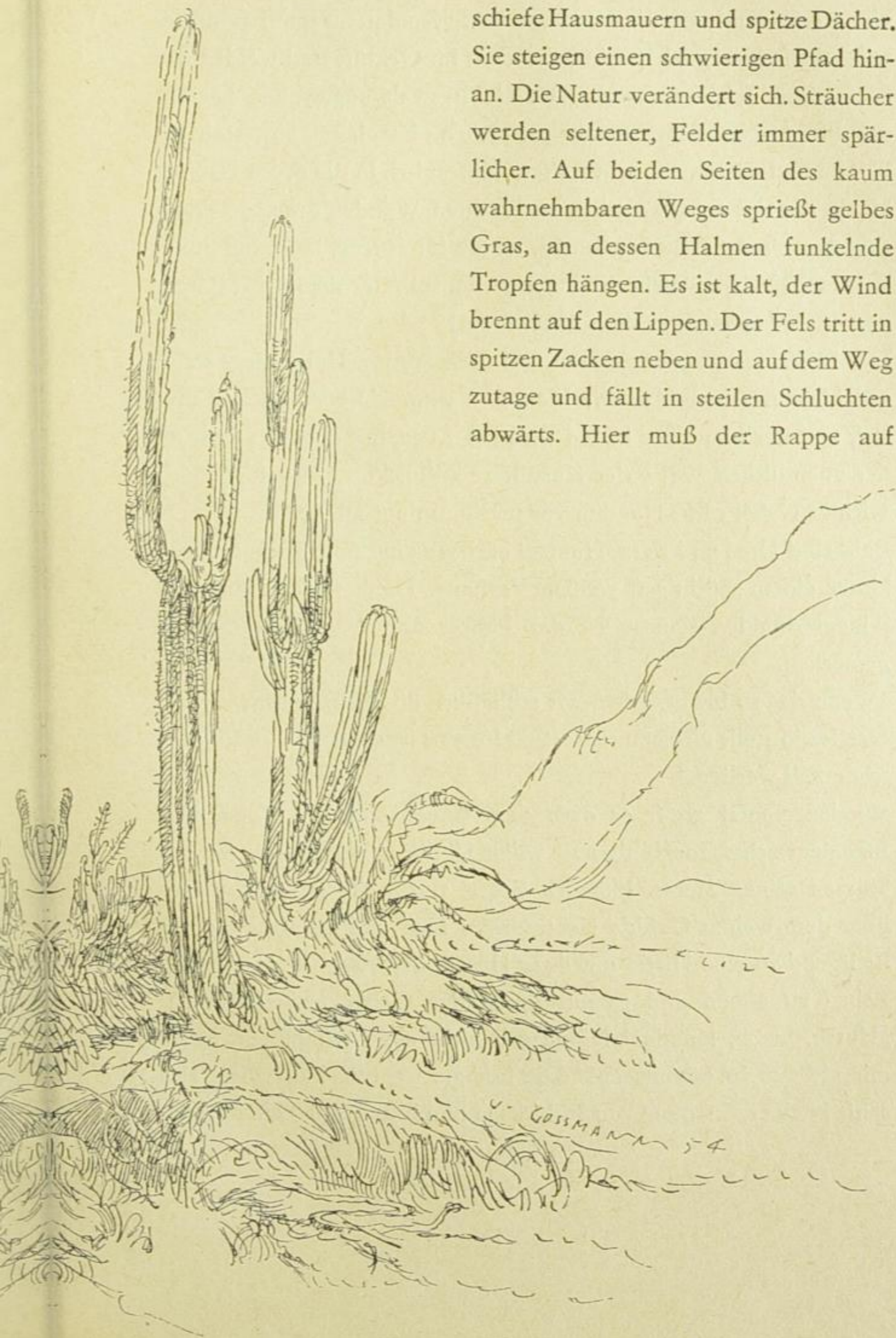
Der Mann vom Großgut Don Juans wahrt seine Geheimnisse und die seiner Gemeinschaft. Er weiß, daß alle Indios gesprächig sind und viel reden, aber nicht mit den Weißen. Sobald sie ein helles Gesicht oder andere Kleider sehen, als sie selbst tragen, verstummen sie und antworten nur das Allernotwendigste. Aber wenn eine Familie vor der Tür ihrer Hütte oder eine Arbeitergruppe brüderlich vereint am Feldrain oder an der Grenze des Gutes beisammensitzt, sprechen sie von den Geschehnissen des täglichen Lebens und erzählen sich schöne Geschichten. Dann ist allerlei zu erfahren: Wie die Pflanzen in der Zeit der Dürre wehklagen, wie sich der See rötet, wenn er daran denkt, daß in alten Zeiten einmal viele Krieger an seinem Ufer hingerichtet und dann hineingeworfen wurden, weil sie sich gegen die Fremden erhoben hatten, was die Sonne sagt, wenn die Wolken an ihr vorüberziehen und wie San Isidor, der Schutzpatron der Landleute, den Donner hervorbringt. Auf einem mutigen, gutbeschlagenen Roß galoppiert der Heilige am

Himmel entlang und läßt den guten Regen kommen. Auch wunderbare Erzählungen kann man dort hören, zum Beispiel die Geschichte von Tungurbao. Der tauchte eines Tages in der Gegend von Chuquitén auf; man wußte nicht, woher er kam und wohin er ging. Er blieb lange da und spielte in mond hellen Nächten auf seiner goldenen Flöte. Damit lockte er die jungen Mädchen an und verführte sie mit seiner hellen Musik, die so voll erklang, daß sie in der ganzen Umgegend zu hören war. So etwas Schönes hat man nie vorher oder später erlebt! Tungurbao verschwand, entweder weil ihm die Tränen der Mütter leid taten oder weil sein Vertrag mit dem Teufel zu Ende ging. Das ist vor langer, sehr langer Zeit geschehen . . .

Der Gipfel des Campana-Berges stößt an den Himmel. Die Reisenden lassen den Ort Bambamarca links liegen, der sich an einem glatten See zusammendrängt; der spiegelt



schiefe Hausmauern und spitze Dächer.
Sie steigen einen schwierigen Pfad hin-
an. Die Natur verändert sich. Sträucher
werden seltener, Felder immer spär-
licher. Auf beiden Seiten des kaum
wahrnehmbaren Weges sprießt gelbes
Gras, an dessen Halmen funkelnde
Tropfen hängen. Es ist kalt, der Wind
brennt auf den Lippen. Der Fels tritt in
spitzen Zacken neben und auf dem Weg
zutage und fällt in steilen Schluchten
abwärts. Hier muß der Rappe auf



V. GOSSMANN 54

vielfach gewundenem, hin und wieder seifenglattem Band geradezu seiltänzerisch empor! Jungkühe stecken im Geklüft und weiden das harte, spröde Ichú-Gras ab. Der Gebirgswelt ungewohnt, beginnt das Pferd seine Marterstraße zu ziehen. Es gleitet aus, stolpert, hält an und schaut, wie sein Reiter, mißtrauisch in die tiefen Gründe hinab, die der Berg zwischen senkrechten Wänden aufreißt. Dann geht es weiter, Schritt für Schritt, Kurve für Kurve, Stufe um Stufe. Wie lange? Ewig. Wem die Puna guttun soll, der denke nur daran, wie er ihre Schwierigkeiten überwindet!

Der Ingenieur wendet sich um und sieht zurück. Unten liegt spielzeugklein Bambamarca. Die Menschen wimmeln wie Ameisen umher, und der blaue See ist ein winziges Auge, mit dem die Erde zu der unendlichen Weite der Kordillere aufblickt.

Dichter Nebel rückt langsam vor und umspinnt alles.

Bald sind Dorf und Berg, Himmel und Weg nur noch Erinnerungen hinter einem mächtigen weißen Vorhang. Dank seiner Nähe und seinem dunklen Poncho ist der Führer noch verschwommen zu bemerken.

„Wenn das so bleibt, sehen wir schließlich überhaupt nichts mehr!“ Der Indio stellt gleichmütig fest: „Morgens ist es immer so. Es wird schon hell werden.“

Wieder einmal greift er nach dem Checo und der Koka. Der Ingenieur achtet sorgfältig und voller Unruhe auf das Stolpern und Stürzen seines Tieres. Plötzlich sickert durch die Nebelschwaden über dem weiten Gefilde ein trauriges Lied und Schafgeblök. Da ist irgendwo eine Hirtin mit ihrer Herde. Merkwürdig, hier herum Leben zu ahnen und es nur durch das Gehör wahrzunehmen! „Husch, husch, Kondor! Nimm mir nicht mein Lämmchen, nimm mir nicht mein Lämmchen!“ Die Stimme ist dünn und wiegt sich sanft in einer Mischung von Schluchzen und Bitten; dann aber erhebt

sie sich und wird lebhafter, ohne ihren wehmütigen Ton zu verlieren.
„Wenn du es mir nimmst, stirbst du zuerst, stirbst du zuerst!“

Auch Don Osvaldo wird ein wenig traurig. Sie steckt an, diese zitternde Klage des Gesanges, den der Schmerz dem tiefsten Herzen von Menschen entpreßt, die das Opfer einer erbarmungslosen Knechtschaft und der harten, steilen Kordillere sind. Diese Lieder sind Kinder des Hungers und der Peitsche, der Felsen und der wilden Tiere, des Schnees und des Nebels, der Einsamkeit und des Sturmes. Schon erklingt das Lied im Rücken. Allmählich verhallt es, denn sie sind weitergestiegen. Von dem drohenden Hang ist nichts zu sehen als die Stufen und die Felsvorsprünge, die an die Steigbügel streifen.

Nebel . . . Nebel. Hier wächst nicht einmal mehr Gras. Am Wegrand zeichnen sich kaum wahrnehmbar Pflanzen mit breiten, an den Boden gedrückten Blättern ab. Nebel – daran muß man sich gewöhnen; man muß den Blick schärfen. Auf wenige Meter Entfernung gelingt es Don Osvaldo endlich festzustellen, daß die Felsen schwarz und blau sind. Die Steinschichten bauen sich immer höher empor. Immer mehr Geröll und Klippen. Der Pfad verliert sich in lockeren Steinen und Schutt. Der Führer macht halt. „Wir müssen das Pferd hierlassen, es kommt nicht weiter . . .“

Der Rappe wird an einen Felszacken gebunden und wiehert betrübt, als sich die beiden Männer entfernen und bald im dichten Nebel verschwinden.

Die Sandalen des Indios sind besser als die Nagelschuhe des Ingenieurs; denn die Felsen bilden nun mächtige schiefe Ebenen, zerfallen zu unregelmäßigen kleinen Steinen und wachsen zu scharfen Schroffen auf, die keinen sicheren Tritt erlauben. Der Ingenieur gleitet bei jedem Schritt aus. Der Führer muß ihm zur Seite bleiben, damit er nicht abstürzt und in der Tiefe zerschellt. Es saust ihm in

den Ohren. Der Führer bemerkt, daß die Hände des Fremden kalt und starr sind, wenn er ihn anfaßt. Das Atmen ist schwierig, man bekommt keine Luft.

„Wir kehren am besten um . . .“, schlägt der Ingenieur vor.

„Nur eine kleine Weile, dann sind wir oben . . .“

Sie ziehen sich an den Vorsprüngen höher hinauf. Der Nebel verbirgt die Abgründe, die dadurch noch schauerlicher werden, daß man nirgendwo ihr Ende erkennt. Wiederum eine gewaltige Anstrengung! Mit Händen und Füßen klammern sie sich an und gelangen auf einen nackten Grat. Der Führer besinnt sich auf frühere Besteigungen und geht weiter, die Augen fest auf die Spitzen und Spalten gerichtet. Sie haben noch eine kurze Strecke zurückzulegen – der Fremde mit todmüden Beinen –, dann sind sie auf einem schwarzen Gipfel, in dessen Ritzen glitzernder Schnee glashart zusammengeballt ist.

„Wir sind da, Taita.“

„Der Gipfel?“

„Ja, Taita.“

Don Osvaldo tritt neben den Führer und setzt sich. Der Nebelvorhang zerreißt in breite, windbewegte Streifen. Der heftige Kordillerensturm fängt sich in dem Poncho des Indios und breitet ihn weit aus, als wollte er den Mann entführen; dem Ingenieur bohrt er durch die dicke Joppe spitze Degen in den Leib. Der junge Mann fühlt, wie sein Herz rast vor qualvoller Angst. In seinen Schläfen hämmert es, als wollten sie zerspringen. Ein Schauer durchrinnt ihn vom Kopfbis zu den Füßen. Aus seiner Nase strömt Blut. Verzweifelt bricht er aus: „Hast du mich hergebracht, um mich zu morden, verdammter Indio?“

Der Führer würde flüchten, wenn er nicht den Revolver des Ingenieurs blinken sähe.

„Blöder . . . unsinniger . . . verrückter Indio!“ schimpft der Fremde weiter. Das Taschentuch, das er mit zitternder Hand an die Nase hält, ist blutgerötet.

„Es ist der Soroche, die Bergkrankheit, Taita . . . Kauen Sie Koka!“ Er hält ihm den bunten Beutel hin, worin er die kleingeschnittenen Blätter aufbewahrt. Don Osvaldo nimmt sich eine Handvoll und beginnt hastig zu kauen. Auch nach dem Kalk greift er, ohne sich eine Sekunde zu besinnen.

Die Sonne kommt. Sie ist nahe, aber kalt. Majestätisch glänzt sie über den Wolken, die unten noch wallen und von dem kräftigen Winde hin und her getrieben werden.

Der junge Mann schluckt seinen bittersüßen Speichel und schließt die Augen. Erschlaffende Ruhe kommt über ihn; er merkt kaum, daß zwei Menschen in dem tiefen Schweigen rundum verstummt sind. Ist das etwa der Tod?

Nein. Don Osvaldo hat nach Osten geblickt und sich unter einem überwältigenden Eindruck wieder aufgerichtet. Da drüben, von Wolkenfetzen kaum verborgen, dehnt sich ein grenzenloses schwarzes Meer. In steilen Ausläufern fällt der Campana abwärts und verliert sich in jener dichten und tiefen, stillen und weiten wogenden Dunkelheit, in deren Schoß sich die Sonnenstrahlen verdüstern. Ein mächtiges Meer – der Wald.

Am Horizont täuscht der Himmel mit bleigrauen Wolken das Ende dieses riesigen Baummeeres vor. Aber man ahnt, daß die Dunkelheit dort keineswegs aufhört, sondern sich über die Oberfläche einer unbekanntem Welt ausbreitet, deren Grenzen man nie erfassen wird.

Der Ingenieur sagt vor sich hin: „Das ist der Urwald!“ Die Worte klingen seltsam in das lastende Schweigen hinein. Auch die letzte Zelle seines Leibes erbebt, und der verborgenste Winkel seiner

Seele erschauert, als er sich bewußt wird, wie voll von Gegensätzen die schwarze Masse vor dem blendenden Horizont ist.

Ein weißliches Band erlischt in der unendlichen Waldesnacht. Man kann sich kaum vorstellen, daß es ein Fluß ist. Wie viele hundertjährige Bäume schlingen dort ihr Geäst durcheinander in ewigem Daseinswillen! Wenn sie stürzen (er denkt an Don Juans Worte) und Lücken in das dichte Gewimmel reißen, dann werden sie begraben von wucherndem Dickicht in jener endlosen Weite, für die es keine Zeitbegriffe gibt, denn die Endlosigkeit überwindet und bezwingt unaufhörlich sogar die Zeit. Das ist der Urwald.

Der Ingenieur will seiner Erregung Ausdruck geben und wendet sich nach dem Führer um. Der ist stumm und gleichmütig wie die Felsen, wie die Felsen da drüben und jene andern, die sich als unzählbare Gratreihen in hastiger, aber majestätischer Folge nordwärts hinziehen. Die ungeheuren Massen des Callangate und des schneeschimmernden Cajamarquilla-Gipfels stehen da in heiterem Stolz und beherrschen die Bergketten, deren Ende kein Blick erreicht . . .

Vielleicht kann man den Anfang sehen? Aber der Süden gibt die gleiche verneinende Antwort. Auch hier überschneiden sich die Berge, recken ihre Spitzen gen Himmel und wissen nichts von einem Anfang. Die Siedlungen in ihren Tälern sind kaum als leichte Flecken wahrzunehmen. Bambamarca ist ein Haufen Steingeröll; Menschen und Tiere verschwinden in der unermesslichen Weite. Im Westen ist es genauso. Auch dort ragen steinerne Riesen und stoßen mit ihren scharfen Nadeln in die Räume vor, zu denen die Menschen aufblicken, wenn sie Gott suchen.

Und in der Tiefe zwischen den Kordilleren, zwischen den Bergen im Westen und im Osten, glänzt jenes weiße Band. Wie eine große Schlange windet es sich an ihrem Fuß entlang, eint sie miteinander und drängt sie zusammen, um sie auf ihrer eiligen Reise zu führen.

Das ist der Marañón, der Strom, der ebenso mächtig ist wie das Hochgebirge und der Urwald. Ein paar breite Täler verbergen ihn zeitweise, lassen ihn aber immer wieder ahnen, denn das weiße Band kommt wieder zum Vorschein und schwingt in breiten Bögen aus, bis es hinter dem Cajamarquilla unsichtbar wird. Aber er hinterläßt die Gewißheit, daß er dort nicht endet, sondern immer weiter strömt, immer weiter, bis ihm sein eigener Wille das Ziel setzt.

Viele Fische und ein Fischotter

Das Wasser sank unaufhörlich. Der alte Matías und ich setzten die Fremden ohne Mühe über den Fluß. Roges kleine Floßfähre kam zu Ehren. Schwimmende Inseln trieben nicht mehr vorbei. Lind wie der Wogenschaum am Ufer nahte die Zeit der Sommerruhe.

Die Rückkehr des Stroms in seine alten Grenzen ließ an seinem Gestade lockende Inseln entstehen. Dort bauten wir Reusen auf. Der Alte freute sich wie ein Kind, wenn er die Trichter aus Rohr oder Schilf so dicht nebeneinander in die Strömung legte, daß kein Fisch entkommen konnte. In den Stillwassern am Fuß der hohen Felsen fischten wir mit Dynamit. Dabei muß man behutsam vorgehen, wenn man Erfolg haben will. Erst wirft man Stücke Yuca oder gekochtes Fleisch hinein. Die Fische schwimmen herbei, um die Beute zu verzehren, und werden immer zahlreicher. Plötzlich fliegt die Patrone durch die Luft. Die Fische erblicken das Ding mit der weißen Lunte und der grauen Kugel daran und nähern sich in dichtem Gedränge. Dann platzt der Bissen, und sie treiben auf dem Wasser, den Bauch nach oben. Man muß ein guter Schwimmer sein und schnell handeln, wenn man sie dann in der raschen Strömung fassen und ans Ufer werfen will, denn sie entgleiten einem wie Quecksilber. Außerhalb des Stillwassers fängt man nur die großen.

Damit vertrieben wir uns die Zeit. Ich rührte keine Hand in meiner Bananenpflanzung, und Don Matías kam nicht dazu, nach der „Otterbucht“ zu gehen.

Was war inzwischen aus Arturo und Rogelio geworden?

Der Alte meinte: „Die Burschen werden sich wahrscheinlich aufs Zechen verlegt haben. Wenn der Fluß weiterfällt, wird die Fahrt über die Escalera gefährlich. Niedriges Wasser ist gut, aber es darf nicht allzu niedrig sein.“

Ich begann mich in Gedanken ernsthaft mit La Escalera, der „Treppe“, zu beschäftigen. Da strömt der Fluß eine lange Strecke über spitze Steine und wird von messerscharf abgeschnittenen Felsen begrenzt, die einen sehr schmalen Durchlaß, eine Stromenge, bilden. Wie Stacheln ragen die Steine aus dem Wasser; man muß ihnen aus dem Wege gehen. Dazu brüllt der Fluß so laut, daß man sein eigenes Wort nicht hört. Wenn mehr als vier Mann auf einem Floß sind, steht oder kauert der Oberflößer in der Mitte des Fahrzeuges, beobachtet die Richtung und ruft: „Rechts!“ – „Links!“ – „Fest-e!“ Weiter nichts. Die anderen Männer knien am Rande des Floßes wie in urtümlichem Gebet an die Mächte der Natur und peitschen die Ruder mit aller Kraft gegen die wirbelnden Fluten. Wenn sehr hoher Wasserstand ist, verschwinden die Felsen darunter; dann muß man darauf achten, in der Bucht hinter dem Engpaß nicht zu scheitern und den Riffen an beiden Ufern auszuweichen. Aber die Strömung ist so reißend, daß man fast unausweichlich irgendwo aufläuft. Dann löst sich das Floß in seine Bestandteile auf. Aus diesem Grunde wartet man am besten, bis das Wasser ein wenig gefallen ist. Hat man La Escalera passiert, so ist nichts mehr zu befürchten. Man kann sich auf dem Floß ausstrecken, jawohl, Señor, kann Koka kauen oder rauchen und zusehen, wie die Bäume am Strande, die mit Kaktuspflanzen geschmückten Felsen und kreischende Papageienschwärme mit flatternden grünen Schwingen vorüberziehen.

Ich sagte zu Don Matías: „Sie werden schon kommen. Arturo ist ein ausgezeichneter Flößer, und Roge schwimmt notfalls ans Ufer.“

Der Alte bestätigte voller Überzeugung: „So ist's.“

Dann schweig er, sah mich aber voller Stolz auf seine Familie eine lange Weile an, als wollte er damit sagen, er sei der Vater tüchtiger Söhne. Inzwischen fuhren wir fort, Fische zu fangen. Das Ergebnis war eine Pracht! Wenn es reichlich Fische gibt, muß man die Gelegenheit wahrnehmen. In der trockenen Jahreszeit verschwinden bekanntlich die Flußarme und Stillwasser, und das Wasser zieht sich in ein einziges Bett zurück, das es sich in langen Jahren selbst



gegraben hat. Um diese Zeit legt man Angeln aus, um auch kleine Fische zu fangen. Es beißen immer welche an; ist das Wasser klar, so nehmen sie den Köder schon aus beträchtlicher Entfernung wahr. Eines Tages fischten wir in einem tiefen Wasserloch, das sich in einer Senke am Ufer gebildet hatte und von einem Flußarm genährt wurde. Die kleinen Fische darin – sie sollten bald unser Dynamit erleben! – waren so zahlreich, daß sie vor Platzmangel nicht wußten, wohin.

Don Matías stand also in kurzen Hosen am Rande des Wasserloches, als er plötzlich einen lauten Schrei ausstieß und mit dem Kopfe voran wie eine Ente ins Wasser sprang. Dabei rührte er den Schlamm auf dem Grunde des Loches auf, so daß die trübe Flut ganz schwarz wurde. Ich konnte aber doch beobachten, daß er wie ein Krebs hinter einem dunklen Gegenstand her war. Dieser entwich ihm, kam in die Höhe und gelangte in den Flußarm. Es war ein hellbrauner Fischotter. Die gallertartige Schicht, die das Tier überzieht, glänzte in der Sonne. Der Alte war bereits nahe herangekommen, und auch ich stürzte mich ins Wasser, um ihm behilflich zu sein. Als sich das Tier zwischen zwei Feinden sah, schwamm es ans Ufer, um nach dem Hauptlauf des Stromes zu entkommen. Fischotter können sich auf Steinen, die nicht unter Wasser liegen, schlecht bewegen, besonders wenn diese, wie es hier der Fall war, von der Sonne erhitzt sind. Deshalb erreichte ihn der Alte sehr bald. Aber da die Haut des Fischotters überaus glatt ist, entglitt ihm das Tier immer wieder. Endlich gelang es ihm, es zu fangen; dabei schlug ihm das Tier die Zähne in eine Hand.

Alles ging blitzschnell. Der Alte packte den Otter an einem Bein, schwang ihn hoch in die Luft und zerschmetterte ihm den Kopf an den Steinen. Der Fischotter zuckte noch ein paarmal und war tot.

Don Matías saugte sich die Wunde aus, sah auf die lang ausgestreckt daliegende Beute hinab, lachte und sagte: „Das Fell gebe ich Roge. Er kann es verkaufen.“

Er lachte noch einmal, stieß mit dem Fuß an den mageren Leib des Tieres und sagte: „Das Teufelsvieh wollte ehrlichen Christenmenschen ihre Portion Fische rauben!“

Das Blut rann von seiner verletzten Hand auf die Steine. Plötzlich wurde er blaß.

„Haben Sie Schmerzen?“

„Ach was!“ brummte er. „Ich habe nur eben eine Ahnung gehabt. Das hat mir einen Stich ins Herz gegeben.“

Er sah auf den Strom hinaus, der jetzt gar keinen drohenden Eindruck machte. Im Gegenteil, das Wasser sank immer mehr und strömte mit sanftem Rauschen dahin. Der halbgeöffnete Mund des Alten zog sich in einer seltsamen Bewegung zusammen.

Ich lud mir die Beute auf. Dann gingen wir. Unterwegs sprachen wir kein Wort. Auch als wir zu Hause bei Don Matías ankamen und den Fischotter abhäuteten, schwiegen wir. Das Fell wurde eingesalzen; die Sonne trocknete es rasch. Es war geschmeidig und seidenweich; es machte Vergnügen, darüber hinzustreichen. Aber Don Matías warf keinen einzigen Blick darauf.

La Escalera

Arturo und Roge verlebten in Shicún herrliche Tage, als ob aller Zuckerrohrschnaps des Tales allein für sie destilliert worden wäre. Sie begannen sofort, sich an dem scharfen Sorgenbrecher zu laben. Was für Sorgen hatten sie denn? Wenn man Sorgen mit Schnaps verscheuchen will, hat man immer welche! Immer sitzt einem dann eine kleine Sorge in der Gurgel und kitzelt wie eine Fischgräte; mit einem kräftigen Schluck spült man sie hinunter.

Bald bezeugten Gesang und vergnügte Augen, daß die Sorgen verschwunden waren. Dann zogen die Brüder lärmend in ein anderes Haus und versicherten, sie müßten überall „Echten“ probieren. Hinter ihnen her ein Schwarm Cholos, ebenso bezech, aber auch ebenso gute Flößer.

Im Zickzack taumelten sie, von den einheimischen Freunden gestützt, auf schmalen Schlängelpfaden durch die Zuckerrohrfelder. Roge sang dazu eine Strophe, mit der er sich schon einmal in Cajabamba getröstet hatte, als er bei einer ungleichen Rauferei gründlich durchgewalkt wurde, allein liegenblieb und einen Teil seiner Kleidung verlor:

„Fährmann aus Calemar,
in der Fremde geht's dir nicht gut.
Ein armer Kerl bist du fürwahr,
den Poncho hast du, doch fehlt dir der Hut!“

Bei den letzten Worten wogte der Zuckerrohrschnaps auf, den er schon wieder an die heißen Lippen gesetzt hatte. Die Töne ver-

liefen sich sacht im Flaschenhals oder in der runden Höhlung des Poro. Dumpf hallte es: „... doch fehlt dir der Hut!“ Die andern lachten.

Arturo warf ein: „Aber die Talmänner sind gute Freunde, wie?“

„Klar, Mensch! Keine Frage!“ antwortete ein begeisterter Chor.

Ohne Hut, zuweilen auch ohne Poncho wankten sie Arm in Arm weiter. Die Zechkumpane trugen den Brüdern ihre Sachen nach; denn Arturo und Roge wußten kaum noch etwas von sich selbst.

„Auf dem Kamp eine Blume
heißt ‚Heiliges Kraut‘.
Mädel, sieh mich doch an,
denn ich will dich zur Braut!“

Zu diesen Versen begeisterte sie eine nette, pausbäckige Chola im Kattunrock, mit rußschwarzen Augen. Offenen Mundes sah sie die Leute aus Calemar vorübergehen. Am liebsten hätten sie ihr etwas zugerufen.

„Vorsicht! Das Täubchen hat schon ein Nest!“

Ein Cholo, der in der Nähe stand, zeigte die Zähne wie ein Hund vor dem Gerauf, aber sie benahmen sich anständig, und so war keine Gelegenheit, zum Messer zu greifen.

Nach ausgedehntem Schlaf beschlossen sie, sich dem Strom anzuvertrauen. Noch halb benommen, richteten sie sich auf dem neuen Floß, das sie für fünfundzwanzig Soles erworben hatten, häuslich ein und nahmen lärmend Abschied. Mit ihrem Kauf konnten sie zufrieden sein; es war ein tüchtiges Fahrzeug aus fünfzehn dicken, geraden, mit Lianen zusammengebundenen Baumstämmen. Lianen sind besser als Draht oder Stricke, denn sie rosten nicht und verfaulen nicht. In der Mitte des Fahrzeugs lag das Gepäck, Rohrzucker in einfachen Körben aus Zuckerrohrblättern, große Kochbananen, Poros voll Branntwein, die Reisetaschen und die Ponchos.

Alles blieb trocken; denn das Floß war gut und standfest – eine wahre Pracht!

„Auf Wiedersehen!“ riefen die Cholos von Shicún.

Die Brüder schwangen zur Antwort die Ruder, die jetzt nur dazu dienten, hin und wieder die Richtung anzugeben. Leicht gekrümmt, hob sich das Fahrzeug vorn aus dem Wasser. Hinten war es abgesehrt. Es gehorchte, als ob es angelernt worden wäre. An der ersten Flußbiegung entschwanden die Brüder den Blicken der befreundeten Cholos, die sich am Landungsplatz versammelt hatten und ihnen nachriefen, bis sie heiser wurden. Nun standen sich Arturo und Roge zum ersten Male nach mehreren Tagen allein gegenüber. Sie wußten nicht, was sie miteinander reden sollten, vielleicht weil sie sich zuviel zu sagen hatten. Es war etwas zwischen sie getreten. Noch unbestimmt, war es unbedingt vorhanden und voller Drohung. Arturo war wider Willen auf das Floß gegangen, um sich mit dem Bruder nicht zu entzweien, der sich großtat und auf keinen Rat hören wollte. Prahlend behauptete er, La Escalera sei eine Kleinigkeit für sie.

Um das Schweigen zu brechen, warf Roge hin: „Ein gutes Floß!“

„Hm. Kostet auch gutes Geld.“

Rasch und ruhig trieb das Fahrzeug abwärts. Kleine Schnellen wurden mit ein paar Ruderbewegungen genommen, damit das Wasser die Ladung nicht durchnäßte. Arturo verstand es ausgezeichnet, solche Stellen mit einem einzigen Schlage zu meistern, der das Wasser kraftvoll durchschnitt und das Gefährt im Gleichgewicht erhielt. Auch die größte Schnelle ließ er einfach in nichts zerfließen. Bezwungen, und als ob es das Floß nur leise belecken wollte, löste sich das Gewoge neben ihnen auf. Bald strömte der Fluß in gerader Richtung dahin, bald beschrieb er einen Bogen, bald bewegte er sich im Zickzack hin und her. Aber die Strömung war

nicht bedeutend, und die Flößer konnten ruhig die Uferstrecken betrachten, an denen alte, starke Feigenbäume wuchsen, während oben auf den Felsen nackte Kaktuspflanzen mit runden Blüten von blutigem Granatrot stumm aufragten. Unter betäubendem Kreischen flogen Papageien vorüber. Ein Hirsch, der zur Tränke zog oder unter den Bäumen am Ufer Schatten suchte, flüchtete mit weiten Sprüngen über das Gestein; bis er dem Blick entschwand.

„Teufelskerle!“ bemerkte Roge anerkennend.

Arturo gab keine Antwort, sondern fuhr fort, Koka zu kauen, die Augen in die Ferne gerichtet, wo sich der Fluß hinter einer Krümmung verlor. Den Pfad, auf dem sie vor Jahren seine Lucinda entführt hatten, konnte er kaum entdecken; fadendünn schlängelte er sich an den Berghängen entlang und verschwand schließlich am Strande. Blickte Arturo auf das Floß — er saß ganz vorn auf dem zusammengerollten Haltetau —, so sah er das Wasser gurgelnd unter den leichten Stämmen dahingleiten. Roge ahnte seine Sorge und fragte: „La Escalera?“

Arturo wandte sich halb nach dem Bruder um, der hinten stand und steuerte. „Wenn wir hinkommen, wird es schon dunkel sein.“ Sie fuhren an einem Felsen vorbei, der weit aus der Strömung hervorragte. Arturo erklärte: „Wenn das Wasser an diesem Felsen nicht über den obersten Einschnitt steigt, steht es schlecht. Wenn es nicht so tief sinkt, daß die blauen Steine sichtbar werden, ist es noch schlimmer. Jetzt sieht es ganz böse aus. In der Mitte . . .“

Roge erwiderte: „Wir kommen durch. Unbedingt!“

„Nicht leicht!“ betonte Arturo. „Zur Ave-Zeit ist es dort schon sehr finster . . . Sieh mal nach der Sonne! Die Stelle ist so schmal, daß selbst bei Tage nur wenig Licht eindringt. Sieh mal nach der Sonne!“ Es mochte gegen vier Uhr nachmittags sein. Das Sonnenlicht lag schon nicht mehr auf dem Strom. Auf halber Höhe war noch ein



rötlicher Glanz, dem der Schatten der gegenüberliegenden Gipfel beharrlich folgte. Arturo schlug vor: „Am besten steigen wir an dem offenen Strand da vorn aus, binden das Floß fest an und übernachten. Ich weiß Bescheid, Bruder. Ich bin schon achtmal hier vorbeigefahren.“

Rogelio wollte sich immer noch nicht überzeugen lassen. „Bah! Ich hätte dir mehr Mut zugetraut. Mach schon hin! Wir kommen durch...“

Arturo schwieg. Er mochte weder neue Gründe vorbringen noch an Mut hinter dem jüngeren Bruder zurückstehen. Der Prahlhans würde sein blaues Wunder erleben! Er schob sich neue Koka in den

Mund . . . Koka kauen die Cholos in guten und bösen Stunden. Er brummte: „Na, dann los!“

Beide verstummten. Groll schied sie wie ein Zaun. Arturo hielt den Bruder für einen überlegungslosen Starrkopf, während er dem anderen als ein feiger Kerl erschien, der im letzten Augenblick schlappmacht. Sie redeten nicht mehr miteinander, nicht einmal über das, was sie auf dem Floß zu tun hatten. Das war allerdings sehr wenig. Ein Ruderschlag hier, einer dort. Dann drehte das Fahrzeug ein wenig in eine neue Richtung und flog weiter wie ein stolzer Reiher. Orangerotes Licht lag auf den senkrechten Felsen und den steilen Hängen und stieg immer höher; auf der gegenüberliegenden Seite sank die Sonne immer tiefer. Gleichzeitig wuchs die Dunkelheit unaufhaltsam empor. Riesenhaft, als enttauchte sie dem Strom, hob sie sich aufwärts, hüllte schließlich die Berggipfel ein und ließ die Gewässer in schwarzer Nacht zurück.

Von vorn trug der Wind ein starkes Rauschen heran. Arturo wandte sich rasch um.

„Hörst du? Noch haben wir Zeit, auszusteigen. Es ist schon sehr dunkel.“

Roge blieb verstockt. Florindas Gestalt schwebte ihm vor den Augen. Wenn das Mädchel erführe, daß er sich um diese Stunde auf dem Strom in schwere Gefahr begeben habe, nur um recht bald bei ihr zu sein! Die Antwort ließ auf sich warten, während das Floß dahintrieb und die Minuten verrannen.

„Vorwärts! Wir sind Flößer. Vorwärts!“

Arturo, der an der Spitze kauerte, griff nach dem Ruder und hob es mit kräftigem Schwunge hoch. Rogelio tat es ihm nach. Jetzt war an Aussteigen nicht mehr zu denken. Das Floß glitt in die Strömung der Enge.

„Links!“ schrie Arturo. „Feste!“

Hastig tauchten die Ruder auf der rechten Seite ins Wasser und drängten das Floß von einigen Felsen ab, die wie Vorposten vor einem Hinterhalt aus spitzen Steinen in der Nähe lauerten. Das Floß jagte schwankend über große Schnellen hinweg. Die Strömung war reißend. Auf beiden Seiten sah man den hellen Schaum der Strudel. Das Rauschen wurde stärker. Von unten drang dumpfes Brausen.

„Rechts! Rechts!“

Von neuem schlugen die Ruder zu, als wollten sie die tückischen Wellen züchtigen. Mit knapper Not schoß das Floß an einer weiß-scharfen Felskante vorüber. Die beiden Männer waren nun wieder ein Herz und eine Seele. Die Gefahr hatte ihre Verstimmung bis auf den letzten Rest ausgetilgt. Nun rangen sie mit ihrem gemeinsamen Feind, verbunden durch jene Brüderlichkeit, die allein der Kampf zu schaffen vermag. Der Feind war in unmittelbarer Nähe, unter den Stämmen des Floßes, mit denen sie so leicht wie von der Faust eines Riesen über die Fluten geschoben wurden.

„Feste! La Escalera!“

Sie hörten und sahen, wie sich das Wasser an hundert Felsspitzen, die aus ihm herausragten, lärmend zerteilte. Sie mußten kräftig rudern, um den Schnellen zu entgehen, die sich an beiden Seiten bildeten. Arturo durchdrang mit scharfem Blick die Dämmerung und berechnete die Richtung des Fahrzeugs. Gerade auf die Mitte mußten sie halten! Rogelio rudert schweigend und lauscht. Beide spüren, wie das wilde Tosen von La Escalera in ihrem Herzen widerhallt. Nur noch hundert Ellen mögen sie von dem Aufruhr der Wogen um die Felsen entfernt sein, als die Ruder plötzlich vergebens eintauchen. Das Wasser strömt weiter, ohne sie mitzunehmen. Das Floß verhält mit seltsamer Hartnäckigkeit mitten im Fluß. Arturo blickt nach dem Felsen. Da sind sie... stets

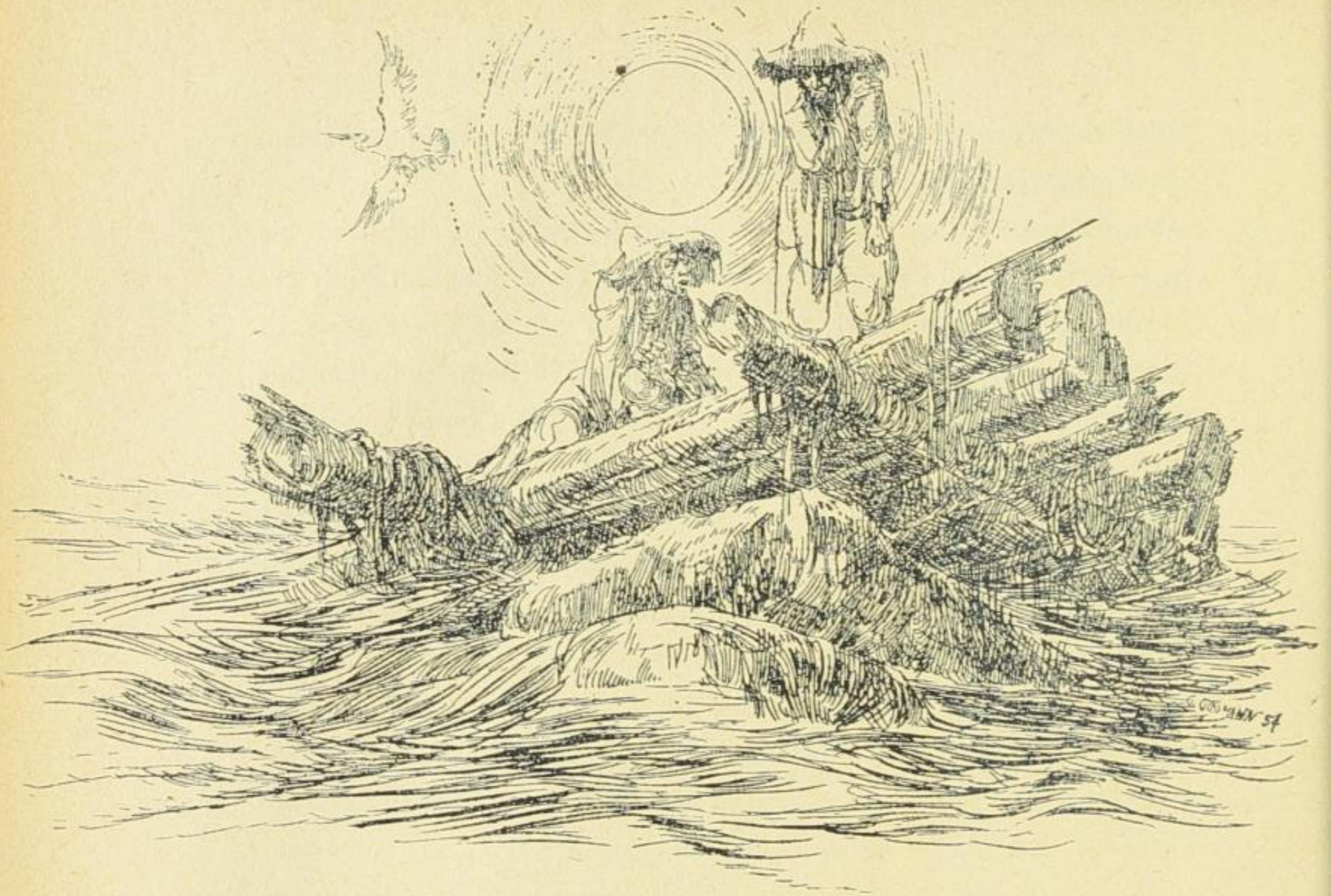
dieselben, schweigsam, als wollten sie den Männern mit Verachtung begegnen. Roge hebt den Kopf und liest im Gesicht des Bruders, was geschehen ist. Auch er sieht nach den Felsen. Wahrhaftig, das Floß kommt nicht weiter! Kalt und unbeweglich liegen die Klippen vor ihnen. Das Wasser fließt dahin, als ob es nichts mit ihnen zu tun hätte, als ob sie mit ihrem Fahrzeug in der Luft hingen. Aber sie hängen leider nicht in der Luft! Das Floß schwankt und bewegt sich leise. Endlich wendet sich Arturo an seinen Bruder: „Festgefahren!“

Rogelio gibt keine Antwort. Er sieht ein, daß es seine Schuld ist, und weiß nicht, wie er sich rechtfertigen soll. Er wirft sein Ruder mitten auf das Floß und läßt sich schwer auf die Baumstämme fallen. Arturo setzt sich und zieht den Kokabeutel hervor, um neue Blätter an die große Kugel zu tun, die er im Mund hat. Die Wasser aber strömen und strömen und lassen die Männer hinter sich. Sie prallen unten an die Felsen, eilen weiter und kommen nach Calemar. Dort sollten sie die Männer eigentlich absetzen. Jetzt wandern sie allein . . .

Es kam, wie es Arturo befürchtet hatte. Das Wasser stand nicht so niedrig, um alle Felsen bloßzulegen, aber auch nicht so hoch, um genügend Fahrraum zu bieten. Das Floß mußte festfahren. Am nächsten Tage, bei besserer Sicht, hätten sie die große Schnelle bemerken müssen, die sich an den höchsten Felsen bildet, und sie hätten daneben durchkommen können. Nun ist es zu spät, Roge wegen seiner Dickköpfigkeit zu schelten. Nun muß Arturo immer nur daran denken, daß es nicht leicht ist, von hier wegzukommen. Wenn man ins Wasser geht, findet man keinen Grund und kann das Floß nicht hochwuchten. Arturo greift in die Ritzen zwischen den Baumstämmen und fühlt, daß sich das Fahrzeug an einer Felsspitze festgeklemmt hat. Es hier loszumachen ist nicht

Menschenwerk, sondern Gottes Sache. Der Strom müßte steigen.
Der Strom ist Gott selber!

Die Männer haben sich immer wieder verstohlen angeblickt, bis sich die Nacht um sie schließt. Von dem schwankenden Floß gewiegt, haben sie gespürt, wie das Wasser Stunde um Stunde in tiefer Finsternis unter ihnen hinweggleitet. Bei dem Rauschen der Wellen haben sie nicht hören können, wie die Checos mit Kalk für die Koka ohne Unterlaß klappern. Kaum graut es, so müssen sie sich von neuem stumm anblicken. Dann kommt der Tag und bildet hoch oben aus der dichten Wolkendecke verheißungsvoll einen leichten, milchigen Schleier. Darum sagt man ja wohl auch: Gott ist im Himmel . . .



Schwere Tage

Und wenn nun die Hochflut kommt? seufzt Arturo ergeben. Es sind schwere Tage. Die Männer haben nur die Felsen vor sich, die ihnen beinahe die Stirn einschlagen. Mit Todesröcheln zerschellt das Wasser an den harten Steinen. Das Floß schwankt zwischen ja . . . nein . . . ja . . . nein. Vom Schicksal auf einer rauhen Klippe festgerammt, verbleibt das Fahrzeug ewig auf demselben Fleck. Angst wird zur Wut und windet sich in der Brust wie eine sprungbereite Schlange. Rogelio fühlt sich schuldig und faßt wiederholt

den Entschluß, sich ins Wasser zu stürzen und nach einem zerklüfteten Felsen zur Linken hinüberzuschwimmen, der die Möglichkeit bietet, hinaufzuklettern.

Ist er dann oben, will er nach Shicún oder Calemar eilen oder noch weiter aufwärts steigen, wo Indios leben. Dort will er Hilfe holen und den Bruder retten. Arturo widerspricht, obwohl das Wasser immer noch nicht steigt und in der Höhe ein herrischer Wind Gewölk vor sich her treibt.

Sie haben alle Plátanos verzehrt, auch der Vorrat an Zuckerrohrschnaps schwindet. Mittags, wenn die Sonne senkrecht über den Felswänden steht, werden sie unbarmherzig versengt. Sie tauchen die Hüte in den Fluß und gießen sich das schlammige Wasser über die heißen, struppigen Haare, unter denen der Schädel wie ein Ofen glüht. Wenn sie davon trinken, hinterläßt es am Munde eine Erdkruste, und der Durst wird noch heftiger. Dann greifen sie wieder zum Branntwein.

Roge betrinkt sich und wirft einen geleerten Poro in den Strom. Die gelbe Kugel treibt taumelnd durch die Schnellen. Er ruft: „Flori! Florinda! Hier schicke ich dir etwas zum Abschied!“

Nicht einmal das Echo antwortet. Die Wasser brüllen an der felsstarrenden, drohenden Escalera. Jetzt würde es den Männern gleichgültig sein, wenn die Hochflut käme; sie würden schon wissen, wie sie ihr ausweichen müßten! Aber nachmittags fällt der Fluß, und das Fahrzeug neigt sich nach hinten. Nun haben sie auch die bequeme Lage nicht mehr!

Zu später Stunde in der fünften Nacht spüren sie, wie das Floß die alte Stellung einnimmt. Ihr kundiges Ohr erlauscht, daß irgendwo Baumstämme an Felsen anschlagen. Schweigend warten sie. In der Dunkelheit können sie nicht genau feststellen, woher die Gefahr droht. Nun kommt das Ende! Das Floß schwankt heftig und

erzittert unter einem mächtigen Anprall. Man fühlt, wie etwas an ihm entlangschrammt, zweifellos ein Baumstamm, dann werden die Stöße schwächer, und das Fahrzeug schaukelt leise am gleichen Platz.

Ein neuer Tag kommt herauf. Es geschieht nichts. Das Wasser wird schlammig und riecht übel. Indes die Stunden entgleiten, erhält das Floß langsam wieder eine schräge Lage. Die Männer können sich nicht mehr lang ausstrecken und ruhen, sondern müssen achtgeben, daß sie nicht ins Wasser fallen. Ein Tag ist wie der andere. Die Flößer sind jetzt stummer geworden als die Felsen. Man hört nur noch, wie das Wasser unterhalb des Fahrzeugs immer aufgeregter tost, als hätte es ein wilder Zerstörungsdrang erfaßt. Die geschwollenen Lippen der Männer sind von dem ewigen Kokakauen stark grün gefärbt; an den Mundwinkeln haftet ein Streifen Kalk.

Eines Nachts betrinkt sich Roge schwer und brummt etwas vor sich hin, was Arturo anfangs nicht recht verstehen kann. „Mensch . . . Brüderchen . . . eine Handvoll Koka! Meine ist zu Ende. Ist kein Schnaps da? Gib mir den Poro! Morgen gehe ich ins Wasser. Hör mal: Wenn ich sterbe, sage dem Mädels, der Flori, daß ich sie besuchen wollte . . .“

Arturo rückt an ihn heran, packt ihn bei den Schultern, schüttelt ihn und schreit ihm ins Ohr: „Trink nicht so viel! . . . Verhalte dich still! . . . Sonst fällst du ins Wasser!“

Rogelio beruhigt sich ein wenig und wirft sich auf die Baumstämme hin. Der Bruder wacht bei ihm, bis es Tag wird. Dann ist er todmüde, weil er ihn die ganze Nacht hat festhalten müssen. Nun will er sich ausruhen. Er rüttelt den andern und ruft, um ihn zu ermutigen: „Die Flut kommt!“

Mit einem Satz ist Roge auf den Beinen. Mit geröteten Augen blickt er umher und knurrt enttäuscht: „Belüg mich nicht, Kerl!“

Aber er legt sich nicht wieder hin, sondern sieht wütend aufs Wasser. Der Ausdruck seines Gesichts ist halb Drohung, halb Verzweiflung. Nur zwei Poros Zuckerrohrschnaps sind noch übrig, dazu eine halbe Tasche Koka. Daraus füllen sie von einer Stunde zur andern die geleerten Beutel. Die Körbe voll Rohrzucker sind noch unberührt; es ist ja noch Koka da, und Koka ist besser. Das gewünschte Wasser will immer noch nicht steigen. Es trägt nur Schlamm herbei – nicht einmal Baumstämme! Mit kleinen Schlucken Schnaps messen die Männer Stunden voll ängstlicher Erwartung. Wieder kommt die Sonne und schlägt ihre Pranken in die hunger- und durstgequälten Leiber. Dazu Schlaflosigkeit und die ununterbrochene Spannung gegenwärtiger Gefahr! Roge richtet sich auf, schwingt entschlossen die Arme und sagt: „Hör mal! Das Wasser läßt uns hier so lange sitzen, bis wir verreckt sind. Wenn es uns freigibt, haben wir keine Kraft zum Rudern mehr. Ich springe in den Fluß und sehe, daß ich davonkomme. An den Felsen da drüben halte ich mich fest und klettere an Land.“

„Laß! Die Felsen sind zu hoch, und die Strömung ist zu stark.“

„Wenn sie mich mitreißt, versuche ich, in die Mitte des Flusses zu gelangen. In der Mitte komme ich über die Escalera weg.“

„Nein! Da drüben ist die Strömung zu stark; sie treibt dich zwischen die Felsen und Riffe.“

„Ich gehe ins Wasser! Ich werde schon durchkommen!“

Angstvoll sieht Arturo mit an, wie sich der Bruder die Hosen fest-schnallt und den Checo und den Kokabeutel mit seinem langen Tuch um den Hals bindet. Derb, aber liebevoll packt er ihn an den Schultern. „Nein, Rogito! Tu es nicht, Bruder.“

Ein weißer Reiher fliegt ruhig und anmutig vorüber und verschwindet hinter einer Biegung. Er eilt dem Leben entgegen.

Roge macht sich vom Bruder frei. „Ich komme durch!“

Er wirft sich seitwärts in den Strom und schnell durch die Flut, eine Schulter voran, wie der Bug eines Bootes durch die Wellen schneidet. So bringt er ein gutes Stück Weges hinter sich und beginnt dann zu schwimmen. Mit kräftigen Stößen arbeitet er sich durch das Wasser. Arturo verschlingt ihn mit den Augen. Angst keucht aus seiner Brust. Er ruft ihm zu: „Gleich bist du da!“

Aber er weiß, daß Roge an jenem Felsen nicht landen kann; die ausgewaschenen Stellen, wo er sich bergen könnte, liegen zu hoch. Wenn also der Versuch mißlingt, sollte er sich bemühen, die Mitte des Flusses zu erreichen, ohne sich von der Strömung abdrängen und in die seitlichen Riffe werfen zu lassen. Um das zu vermeiden, muß er sich so weit stromaufwärts halten, wie es nur irgend möglich ist. „Gleich, gleich!“

Roge hört ihn nicht, aber Arturo hat recht. Der Bruder kommt nahe an den Felsen heran. Jetzt ist er da! Ohne weit abgetrieben zu werden, verhält er neben dem Felsen und streckt die Arme aus. Aber er kann die ausgewaschenen Stellen nicht erreichen. Die Strömung reißt ihn weg. Er klammert sich mit den Fingern an Unebenheiten im Gestein, doch das Wasser ist stärker. Endlich greift er mit zerrissenen, blutenden Händen nach einem Vorsprung und zieht sich hoch. Aber auch diesmal gelingt es ihm nicht, die ausgewaschenen Stellen zu erreichen. Er wendet sich nach dem Bruder um. Zum Floß zurückkehren ist unmöglich. Beide schätzen die Lage ab und kommen zu dem gleichen Ergebnis, während die Strömung den Schwimmer wütend schüttelt, als wollte sie ihn mit den Zähnen von seinem Halt fortzerren. Es bleibt nichts anderes übrig, als nach der Mitte des Stromes zu streben, sich darin zu halten und auf diese Weise über La Escalera hinwegzukommen. Aber Roge hat sich überanstrengt. Ihm ist, als spinne das Wasser ein Netz aus tausend Fäden um ihn. Die furchtbaren letzten Tage haben selbst

an seinem jugendlichen kraftvollen Körper ihre Wirkung getan. Der Bruder winkt ihm vom Floß aus zu und ruft: „Nach der Mitte! Nach der Mitte!“

Roge faßt einen Entschluß. Er läßt den Vorsprung los und beginnt ungestüm in der Strömung zu schwimmen. Mit jedem Stoß möchte er am liebsten meilenweit vorankommen; statt dessen merkt er, daß die Entfernung immer größer wird. Aber er fährt fort zu schwimmen . . . zu schwimmen. Die verzweifelten Blicke des Bruders begleiten ihn. Nur ein ganz klein wenig mehr Kraft, dann ist er in der Mitte des Flusses! Er ringt um sein Leben und seine hoffnungsvolle Liebe. Nur ein ganz klein wenig mehr Kraft! Da ist er schon seitwärts gedrückt worden. Dennoch – er muß in die Mitte kommen, denn sonst . . . In heftigem Gleichtakt heben und senken sich die Arme. Nach der Mitte! Doch die Strömung kennt kein Erbarmen. Noch zehn Meter . . . fünf . . . zwei . . . ein . . . nichts! Da quirlt das Wasser über die Riffe!

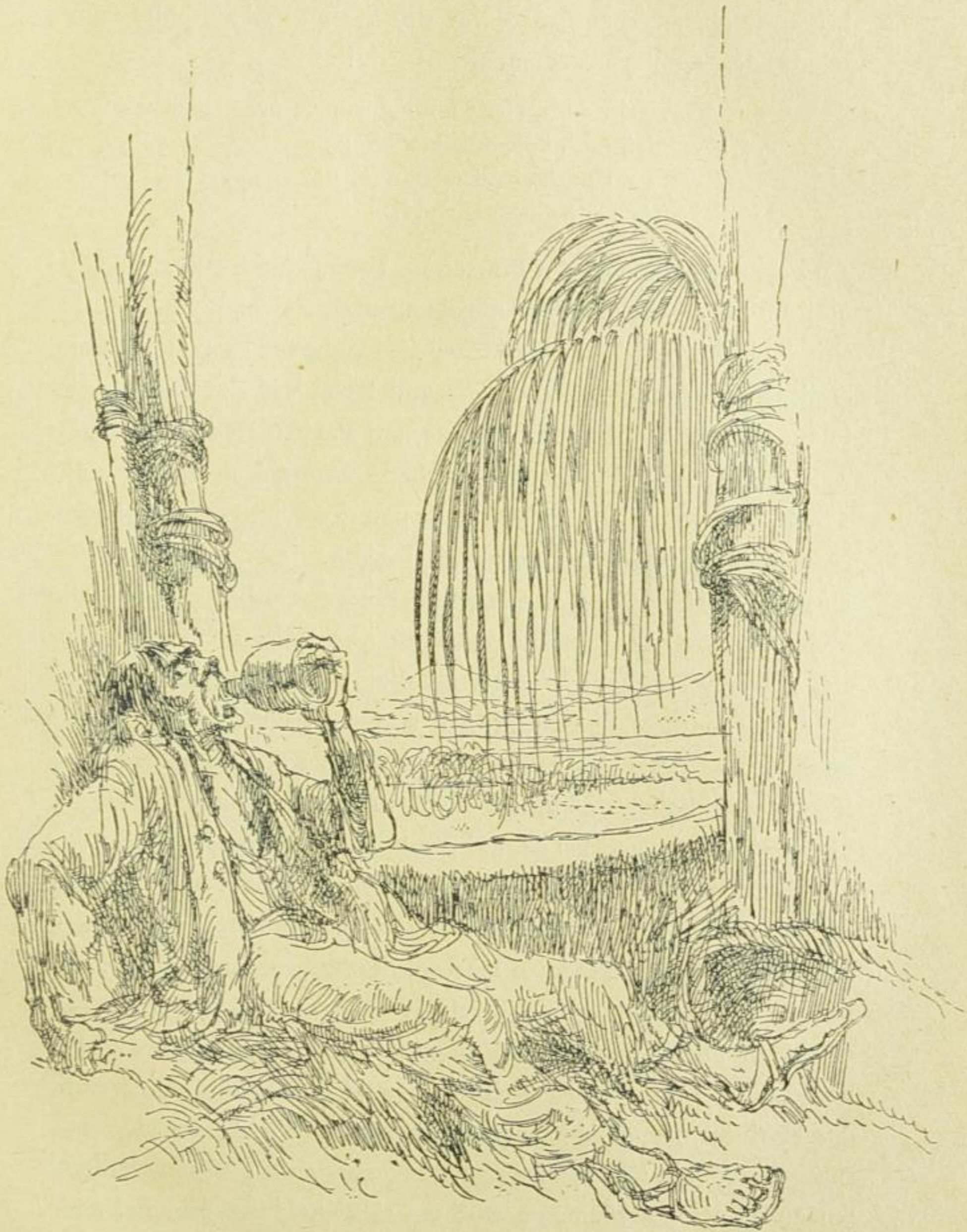
Arturo sieht einen schwarzen Ball, der im Wassersturz verschwindet, und einen Arm, der sich noch einen Augenblick hochreckt, als wollte er einen Scheidegruß winken. Dann ist da nur noch das Tosen und Wirbeln der Flut. Vom Bruder blieb keine Spur.

In La Escalera rauscht es wie das Flügelbrausen einer riesenhaften Hornisse. Arturo fiebert. In seinen Ohren wird das Sausen immer stärker und wandelt sich in abgrundtiefe Musik. Arturo fürchtet, wahnsinnig zu werden, wirft sich der Länge nach hin und kriecht auf den letzten Poro Zuckerrohrschnaps zu. Den setzt er zu einem langen Zuge an die trockenen Lippen, an denen ein bitterer Geschmack haftet. Dann läßt er ihn fallen. Der Poro rollt ins Wasser. Arturo bleibt auf dem schwankenden Balkengerüst liegen. Er ist wehrlos und weiß nichts mehr von sich selbst – wie ein Leichnam. Die Sonne geißelt ihm mitleidlos den Rücken.

Gallebitter schmeckt die Koka

Der alte Matías hatte grundschlechte Laune. Seit dem Tage, da er den Fischotter fing und einen ahnungsvollen „Stich ins Herz“ erhielt, war er ein gänzlich verwandelter Mann. Was das Schlimmste war: Sobald Lucinda und Florinda diese Veränderung merkten, wurden auch sie traurig und seufzten. Lucinda tröstete sich mit Adán, und Florinda brachte der Vater zur Vernunft. Einen Knüppel in der Hand, drohte er, ihr „andere Stimmung beizubringen“, wenn sie fortführe, um den „Hund, den betrunkenen Cholo“, zu weinen. Sie wischte sich die Tränen mit dem Rock ab und schwieg.

Aber der alte Matías fand keine Ruhe. Doña Melcha sagte nichts; sie wußte, daß er ihr höchstens einen Tritt versetzen würde, wenn sie den Versuch machte, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Außerdem war sie selbst zutiefst beunruhigt. Unter dem dichtbelaubten Mangobaum, der vor seiner Hütte stand, warf sich der Alte auf ein paar Hirschfelle und gab sich eifrig dem Kokagenuß hin, wie wenn man abends die Bäume und Pflanzen im Garten tränkt. Es war in der Tat eine Tränke, was er veranstaltete; er setzte sich selber unter Zuckerrohralkohol. Neben ihm glomm trockener Mist, um die Mücken und Fliegen fernzuhalten. Wie ein Häufchen Elend lag er da, mit aufgeknöpftem Hemd, Brust und Bauch frei. Man mußte ihm das Essen hinausbringen; sogar bei Nacht wollte er nicht ins Haus. „Ich weiß nicht, was mit mir ist“, klagte er. Und dann kam ein Seufzer: „Meine armen Jungen!“ Die Koka schmeckte ihm gallebitter; das gab ihm die Gewißheit, daß ein Unglück geschehen sein müsse. Er



brummte abgebrochene Sätze vor sich hin und wiederholte immer wieder die Strophe aus einem alten Liede:

„Triff mich, Herr, mit deinem Zorne,
laß mich büßen meine Schuld,
straf mich aus dem starken Borne
deiner heiligen Geduld!“

An Festtagen kommen der Pfarrer aus Patáz, Händler aus Celendín und andere Gäste aus der Umgebung nach Calemar. Dann füllen sich die Häuser mit Besuchern. Zwischen Gebeten, Prozessionen und endlosen Vaterunsern zechen wir und leben wie der Herrgott im Himmel. Gitarren, Flöten, Antaras und Pauken sind da, und das Tal ist bei Tag und Nacht eine wahre Drehorgel, deren Töne mit den Stimmen des Flusses, der Bäume und des Windes verschmelzen. Man hört Marineras, Kaswas und Huainos.

Unser Fest ist berühmt, was ja ganz selbstverständlich ist, denn die kleine Jungfrau der Beständigen Hilfe von Calemar in ihrer winzigen Kirche tut mehr Wunder als die Jungfrau der Beständigen Hilfe von Santiago, die sehr groß ist und eine schöne Kirche hat und unter deren Sockel das ganze Jahr hindurch Kerzen brennen. Das kommt wohl daher, daß unsere Jungfrau eine Gringa mit traurigen, blauen Augen ist und bei dem Herrn in größerer Gnade steht.

Die Sache ist also die: Der alte Matías liegt auf den Tod darnieder. Ich kümmere mich nicht mehr um ihn und gehe an meine Arbeit; es ist zwecklos, den Versuch zu machen, ihn hochzureißen. „Laß mich in Ruhe!“ hat er mir gesagt. „Kein Herz verrät seinen Herrn.“ Da machte ich mich daran, Plátanos zu pflanzen. Um Asche zu gewinnen, brauchte ich kein Buschwerk abzuhaufen; denn der Fluß hatte nach der Hochflut massenhaft Baumstämme und Röhricht am Ufer zurückgelassen. Ich türmte einen ganzen Berg davon auf und zündete ihn an. Die roten Flammen wuchsen riesenhaft gen Himmel und

verbreiteten auf viele Meter ihre grimmige Hitze, in der die noch grünen Stämme sich stöhnend bogen und duftiges Harz ausschwitzten. Einige in der Nähe stehende Tabakpflanzen wurden von der Glut geröstet. Ich rollte mir davon eine Zigarre, setzte mich auf einen Stein neben dem Flusse, sah in die Glut und begriff, daß es Menschen geben soll, die aus purer Lust am Feuer Brand stiften. Flammen sind voll wilder, heißer Wut; sie greifen mit den Armen in die Luft, tanzen hin und her und wollen die ganze Erde in ein einziges lebendes Feuermeer verwandeln.

Da ertönt ein erstickter Schrei. Ich starre immer noch in die Flammen und muß eben daran denken, daß Gras in mein Feldstück eingedrungen ist und daß ich den Acker noch einmal säubern muß. Es wird keine große Arbeit sein.

Wiederum hallt der Schrei. Vielleicht ist es ein kleiner Cholo, der weiter unten am Strom die Vögel aus einer Bananenpflanzung verscheucht. Achtsam spähe ich den vor mir liegenden Weg entlang. Hierher kommt um diese Zeit kein Mensch.

Jetzt klingt der Schrei stromaufwärts aus größerer Nähe. Ich wende mich um. Da treibt ein Floß. Es ist groß und gut und schwimmt leicht auf dem Wasser. Vorn liegt zusammengekrümmt ein Mensch, der kaum das Ruder bewegt. Was soll das heißen? Das ist doch . . . Ich erkenne Arturo und rufe aus Leibeskräften: „Arturo! . . . Arturo!“ Meine Stimme erfüllt das ganze Tal. Mit zwei Sprüngen ist der alte Matías neben mir. Wir verstehen uns. Ohne ein Wort zu reden, stürzen wir uns ins Wasser und erreichen das Floß in dem Augenblick, als es an uns vorübergleitet.

Arturo hat trübe Augen, wie ich sie noch nie an ihm bemerkt habe, und ein wachsgelbes Gesicht. Er wirft uns das Ruder zu: „Da!“ und sinkt bewußtlos um. Der Alte schöpft Wasser mit den hohlen Händen und sprengt es Arturo ins Gesicht. Ich beginne zu rudern.

Als wir uns dem Ufer nähern, sehe ich, daß auf dem Floß kein einziger Gegenstand liegt. Nur Arturo und das Ruder sind mitgekommen. Die Baumstämme liegen locker nebeneinander und sind so glatt, als ob man sie mit Seife eingerieben hätte.

Wir landen und tragen Arturo ins Haus. Lucindas Füße und Hände sind vor Schreck wie gelähmt; die Frau bebt wie ein schwacher Zweig, wenn ihn ein Windstoß packt. Die alte Melcha im Türrahmen sieht wie ein Bild der Schmerzensreichen aus. Ihre Augen, eben noch klar, füllen sich jäh mit zitternden Tränen, wie wenn Glasscheiben plötzlich in tausend Stückchen zersplittern; alles Leben schwindet aus ihnen. Bald kommt auch Florinda. Ohne zu fragen, weiß sie, was geschehen ist, kniet nieder und weint über ihr Mißgeschick.

Ein Schwarm Papageien fliegt über uns hinweg und stört uns mit seinem wilden Geschrei. Wir haben Arturo in einer Ecke der Hütte auf ein paar Decken gelegt. In dem kühlen Halbdunkel ist er eingeschlafen. In unser Schweigen dringt das Rauschen des Stromes wie eine ununterbrochene Melodie.

Arturo

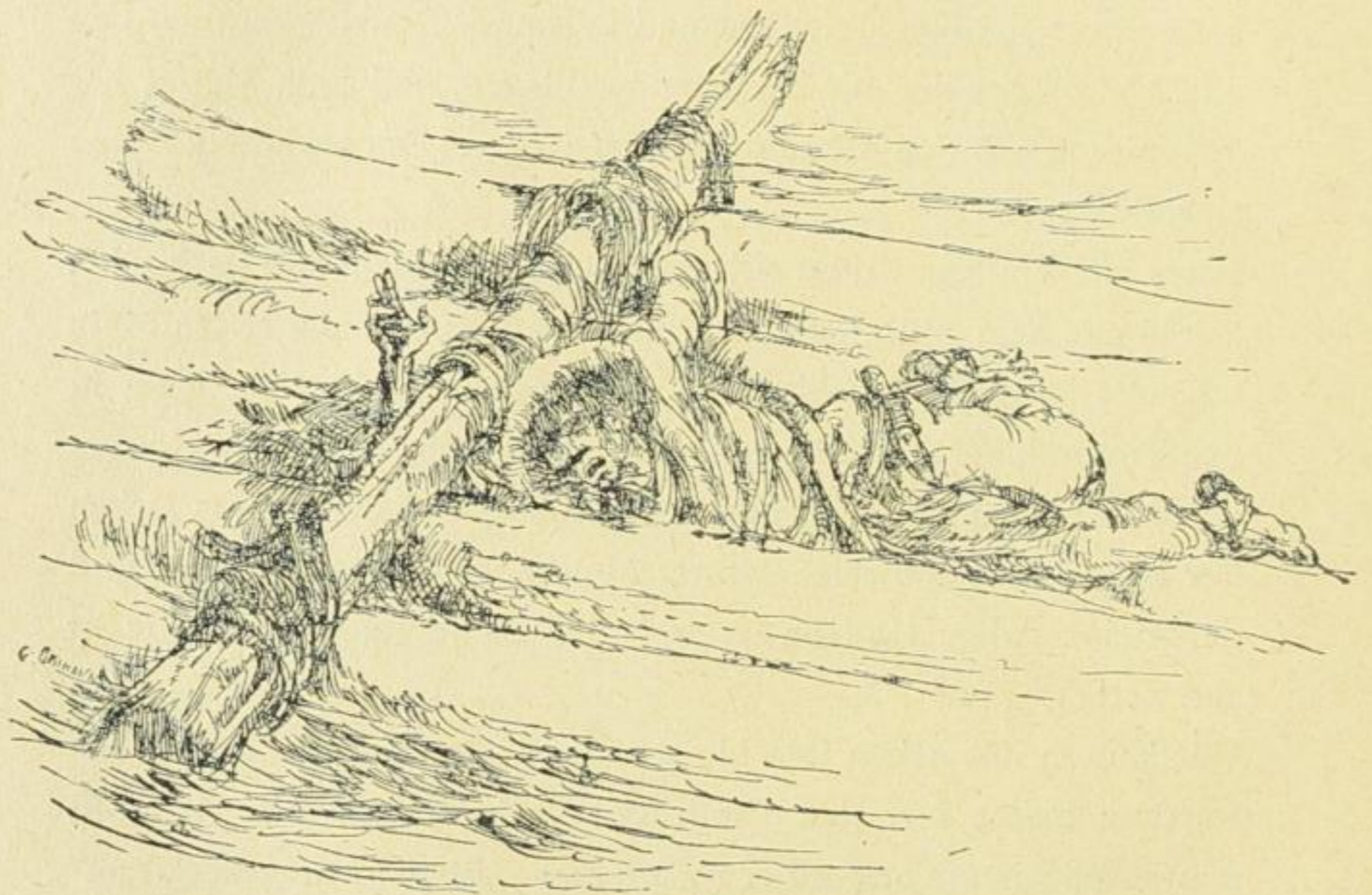
Arturo hat viele Tage krank gelegen. In seinen Fieberphantasien hat er über die Sonne geklagt und laut nach Rogelio gerufen. Die alte Melcha hat ihn mit Zweigen geschlagen, und Don Matías hat ihm mit Gewalt den Mund öffnen müssen, um ihm ein wenig Suppe einzuflößen.

Eines Nachmittags richtet sich Arturo auf und sieht sich nach allen Seiten um. Sein Blick haftet auf uns, als ob er uns zum ersten Male sähe. Er ist in die Wirklichkeit zurückgekehrt, lebt nicht mehr in den Traumtiefen des Fiebers. Er scheint die Rohrschäfte der Hüttenwand zu zählen. Ja, er ist in seinem Hause, in Calemar! Da stehen der alte Matías und seine Mutter Melcha, seine Frau Lucinda und der kleine Adán. Und da ist auch der Cholo Lucas Vilca. Er ist gerettet!

Wir kauern uns neben ihm hin. Unsere Haltung sehnsüchtiger Erwartung macht fast den Eindruck, als belauerten wir ihn. Mit schwacher Stimme beginnt er zu sprechen. „Roge ist umgekommen.“ Wir wußten es schon; und doch krampft sich bei dieser Bestätigung das Herz der Eltern zusammen. In ihrem Gesicht zeichnen sich tiefe, zitternde Furchen ab. Mit abgerissenen Worten berichtet Arturo weiter. Hin und wieder verstummt er ganz, um neue Kraft zu sammeln. Dann trinkt er ein paar Schluck Wasser. Kalter Schweiß perlt ihm auf der Stirn.

Als Roge von den Wellen verschlungen wurde, fiel Arturo bewußtlos zu Boden. Er kann sich darauf nicht mehr recht besinnen. Sein

letzter Gedanke war, die Hände in die Lücken zwischen den Baumstämmen des Floßes zu stecken. So hat er stundenlang dagelegen, vielleicht auch tagelang, wer weiß es? Dann spürte er einen Ruck und merkte, wie sich das Floß aufrichtete. Eine Stimme, die wie seine eigene klang, sagte ihm: „Rette dich!“ Da gewann er Kraft — er weiß nicht, wie —, erhob sich und sah, daß die Flut kam. Schwarz



strömte das Wasser heran. Er griff nach dem Ruder und empfahl seine Seele der Jungfrau. Der Strom wuchs und verbreitete einen Pestgeruch. Das Floß aber regte und bewegte sich und begann zu treiben. Zugleich mit der Flut schwamm es voran und gelangte mitten in die Strömung der Escalera. Der Strom brüllte wie eine wütende Rinderherde. Zu beiden Seiten glitten Felsspitzen vorüber. Hier drohte ein Felsen unter dem Wasser, dort ragte eine scharfe

Klippe aus dem Strudel hervor. Und dann öffnete die Flußbiegung ihren felsigen, weitausgreifenden Bogen.

Arturo wollte ausweichen. Aber ein einziger Mann auf einem Floß ist zuwenig; außerdem hatte er keine Kraft mehr. Daher trieb das Fahrzeug geradewegs auf den Felsen zu. Würde es bei dem Anprall zerschellen? „Jungfrau der Hilfe“, rief Arturo, „gute, schöne Herrin!“ und empfahl seine Seele der Himmelskönigin. Er hob das Ruder hoch und streckte es nach dem Felsen aus, um den Stoß als erster zu empfangen. Der Zusammenprall warf ihn beinahe ins Wasser, aber das Floß trieb weniger gewaltsam an und lockerte sich nur ein wenig. Das Wasser hielt es einige Sekunden an dem Felsen fest. Dann drehte sich das Fahrzeug nach rechts, obwohl Arturo das Ruder gegen den Felsen stemmte und versuchte, das Floß in die Strömung abzudrängen. An dieser Stelle der Flußbiegung befand sich ein Strudel, in dem das Fahrzeug nun zu kreisen begann. Die gefürchteten Schwimmenden Inseln trieben wieder vorüber, und Arturo hätte gewünscht, sich auf eine von ihnen retten zu können. Aber die dicken Stämme schwammen alle auf der gegenüberliegenden Seite, wo die Strömung rascher war, und in den Strudel gelangte nur leichtes Röhricht. Das Floß drehte sich immer noch und geriet allmählich in die Mitte des Wirbels, wo es dem mächtigen Sog Widerstand leistete. Es war groß und neu und sank so wenig ins Wasser ein, daß nur Arturos Hosen naß wurden, als es der Strudel beiseite riß. Schon hatte es den Anschein, als käme das Fahrzeug wieder aus dem Wirbel heraus, da stieß es zum zweitenmal an den Felsen und begann von neuem zu kreisen. „Jungfrau der Hilfe! Gute, schöne Herrin!“ rief Arturo jedesmal, wenn der Strudel das Floß zu verschlingen drohte. Nun war es wieder in der Mitte des Wirbels. Arturo hörte das Stöhnen der Baumstämme, als das Wasser das Floß so hoch überflutete, daß es dem einsamen Manne bis an

den Gürtel reichte. Er verstummte und ließ in Gedanken sein Leben schweigend an sich vorüberziehen.

Muß er sterben wie Roge?

Da ist Calemar! Da sind Mutter Melcha und der alte Matías! Die Kokapflanzung grünt nun schon, und der Pfeffer rötet sich. Warum pfeift das Wasser jenes kleine Lied, das ihm, Arturo, immer so gut gefallen hat? Lucinda kann sich natürlich nicht vorstellen... Der kleine Adán – vaterlos! Und der arme alte Matías – er ist schon so alt! –, wie wird er nach seinen Söhnen verlangen, da er ja nicht allein den Fährdienst über den erbarmungslosen Fluß versehen kann...!

Das gute, starke Floß! Wiederum war es seitwärts abgetrieben worden und drehte seine trostlosen Runden. „Hier komme ich um!“ sagte sich Arturo. „Gott will es so.“ Als das Fahrzeug einmal einen weiten Bogen beschrieb, kam endlich ein gewaltiger schwarzer Baumstamm angeschwommen. Er trieb seitwärts vorbei, aber es gelang Arturo, ihn mit dem Ruder zu erreichen und das Floß an ihm festzuhalten. Mit aller Kraft hielt er es fest! Eine Sekunde Zögern und Schwanken, der Baumstamm schien in den Strudel folgen zu wollen, – aber die Strömung schob ihn in seiner ganzen Länge nach unten. Er nahm die ersehnte Richtung und schleppte das Floß hinter sich her. Nun waren sie draußen! Hinter der Stromenge erweiterte sich der Fluß. Breite Uferstreifen kamen in Sicht; da blieb der Baumstamm liegen. Arturo begrüßte den offenen Strand wie das neugewonnene Leben. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Er mußte sich an Land retten. So tat er einen Ruderschlag nach dem andern. Aber das Floß gehorchte seinen schwachen Bemühungen nicht, sondern blieb mitten in der Strömung. Da erblickte Arturo das Tal von Calemar, *sein* Tal, und begann zu rufen.

„Das übrige wißt ihr“, schloß er.

„Wann hat dir denn das Wasser deinen Poncho und die anderen Sachen abgenommen?“ fragte Lucinda.

„Sind sie nicht mitgekommen?“ forschte Arturo und fuhr fort, als wir nachdenklich schwiegen: „Dann weiß ich es nicht . . .“

Er fiel auf die bunten Decken zurück. Die alte Melcha weinte. Don Matías, stumm, zusammengekauert, glich einem steinernen Götterbild. Arturo war in tiefen Schlaf versunken. Ich sah ihn voller Bewunderung an.

„Ein toller Bursche!“ sagte ich.

Don Matías wandte sich zu mir um und sah mich mit einem Blick an, der aus fernen Jahrhunderten zu kommen schien.

„Auch der Fluß ist toll. Und an solcher Tollheit gehen wir bisweilen zugrunde. Aber wir gehen ihr nicht aus dem Wege. Wir sind Männer und müssen den Kampf aufnehmen, um zu leben . . .“

Das Fest

In unserer Gegend kann das Leben tausend Varianten und Bedeutungen haben. Es kann verletzen, geben und nehmen, Ströme der Angst entfesseln und tiefe Strudel voll Trostlosigkeit und Tod aufreißen. Es kann in Stürmen des Hasses einherbrausen und vernichtende Blitze schleudern, es läßt die Früchte schwellen und die Liebe überschäumen, es macht singen, aber auch weinen. Doch einmal im Jahr hat es vierzehn Tage lang den gleichen Ausdruck: Alles vereinigt sich dann zu einem einzigen großen Ganzen. Das ist unser Fest. Und jetzt ist die Zeit des Festes gekommen.

Calemar ist übervoll von fremden Besuchern und lautem Jubel. Einheimische und Gäste tragen neue Kleider und streuen zwischen das kräftige Grün der Bäume eine lebendige, bunte Farbenpracht. Man handelt, trinkt, ißt, tanzt. Die Glückseligkeit ist nicht zu überbieten. Außerdem ist der Pfarrer erschienen, um zu Ehren der Allerheiligsten Jungfrau und für das Seelenheil der Verstorbenen Messen zu lesen. Don Casimiro Baltodano, Pfarrer von Pataz, ist, wie alle Jahre, auch diesmal gekommen. Wegen der Eigenschaften, die ihn zu einem hochbedeutenden Geistlichen machen, wird er immer eingeladen. Die Singmesse am Haupttage des Festes zelebriert er mit kraftvoller Stimme; auch schlägt er es nicht ab, ein Tänzchen zu wagen und einen Schluck zu trinken.

Alle Festteilnehmer sind liebenswürdig zu ihm. Wenn er ankommt, wird er, abgesehen von den nötigen Schnäpsen, mit Musik und Raketen empfangen.

„Hoch der Herr Pfarrer!“

„Er lebe hoch!“

Diesmal ritt der Pfarrer auf seiner alten, braunen Mula ein, die vor dem Lärm der dichtgedrängt harrenden Menge ebensowenig erschrickt wie vor dem Aufschrei der Flöten, dem Dröhnen der Pauke und dem Knallen der Feuerwerkskörper. Hin und wieder hielt er an, um einen Poro Chicha oder ein halbes Glas „Echten“ zu sich zu nehmen. Davon gab er gelegentlich seinem Sakristan etwas ab, einem kleinen, schüchternen Cholo, der auf einem dünnen Klepper hinter ihm her ritt.

„Hoch der Herr Pfarrer!“

„Er lebe hoch!“

Gestern hat er die feierliche Messe zu Ehren der Jungfrau gesungen, gegen zehn Trauungen gehalten und zwanzig Kinder getauft. Er hat sehr schön gesungen; noch weit vor der Kirche konnte man ihn hören. Der Sakristan hat so viel Weihrauch verschwendet, daß eine herrliche Rauchwolke entstand. Die Befriedigung der Gemeinde ist groß und allgemein.

Heute hat er ebenfalls eine Singmesse gehalten; Don Juan Plaza, der Gutsbesitzer, der alle Jahre herkommt, hatte sie für seine verstorbenen Verwandten bestellt. Dann hat der Pfarrer die letzten Ungetauften in die christliche Gemeinschaft aufgenommen. Morgen wird er mit den Seelenmessen für das Dorf beginnen. Inzwischen geht er von Haus zu Haus, isst und trinkt vom Besten, was es gibt, und tanzt mit jedem Mädchen, das ihm gefällt.

„Es lebe der Herr Pfarrer!“

„Er lebe hoch!“

Außer Don Juan Plaza sind natürlich noch viele andere Besucher erschienen. Es wimmelt von Menschen: Indios von Bambamarca und Condormarca sowie vom andern Flußufer, die unvermeidlichen

Händler aus Celendín, die Füße sicher auf der Erde, die Tasche voller Geld, ja sogar ein Großgrundbesitzer, der Mulas und Treiber mitgebracht hat, die Koka abholen sollen.

Die Hütten sind buchstäblich vollgestopft, und zwar nicht nur mit Menschen. In den Gängen stapeln sich Säcke mit all den Erzeugnissen, die zwischen Talmännern und Gästen ausgetauscht werden. Aus zahlreichen Häusern hängen bunte, flatternde Fähnchen heraus. Sie zeigen an, daß es hier allerlei zu kaufen gibt. Rot bedeutet Chicha, Grün Koka, Blau Zuckerrohrschnaps, Weiß Brot. Die Celendiner breiten in den Höfen ihre Waren aus: bunten Kattun, blitzende Handspiegel, Halsketten und Messer, weiße Hüte – kurz, es fehlt an nichts.

Hier klimpern Gitarren, dort dröhnt eine Pauke; hier tanzt man Marinera, dort Kaswa.

Nach dem Abendessen unterbricht man den Tanz für eine Weile. Der Himmel, der eben die ersten Sterne anzündet, sieht uns alle, Talmänner und Gäste, nach der Kirche ziehen.

Im Hintergrunde des Gotteshauses ragt mitten auf einem Altar die Allerheiligste Jungfrau der Beständigen Hilfe von Calemar. Davor reihen sich brennende Kerzen stufenweise ansteigend vom Fußboden bis zum Kirchendach. Ihr Talggeruch mischt sich mit dem Duft des von den Gläubigen geopfertem Weihrauchs. Die wundertätige kleine Bildsäule trägt ein goldgesticktes, schimmerndes Seidenkleid. Die Jungfrau hält den Kopf leicht zum Himmel empor. Ihre Augen sind blau, die Wangen tiefrot, der Mund ist purpurn. Die eine Hand verschwindet in den reichen Falten des Gewandes, die andere, rosig, zart, gnadenvoll, reckt sich segnend über die zu ihren Füßen versammelten Cholos. Dieses himmlische Antlitz kann vom Herrgott alles erreichen! Man betet für das eigene Seelenheil und das der Verstorbenen. Zu Füßen der Bildsäule kniet die

Vorbeterin und beginnt mit dem ersten Teil des Vaterunsers; die Gemeinde spricht den Schluß im Chor. Die Stimmen verschmelzen zu einer tiefen, dumpfen, eintönigen Musik.

„Wir beten für die Seele des verstorbenen Pedro Ruiz . . .“

Die langgedehnten Worte klingen wie Wehklage.

„Wir beten für die Seele des verstorbenen Martín Blas . . .“

Soviel Tote, soviel Gebete. Diesmal wird auch Roge genannt.

„Mmm . . . mmm . . . mmm . . . mmm . . . mmm . . .“

Über die reglose Masse von Köpfen, Umschlagtüchern und Ponchos, die den ganzen Raum lückenlos füllt, erhebt sich das Gebet und vereinigt sich mit dem Weihrauchduft zu einer Wolke, die der Jungfrau und dem Herrgott ehrfürchtig entgegenwallt und sie bittet, den Lebenden zu vergeben und die Seelen der Toten zu retten.



Dann kehrt man zum Tanz zurück.

Im Dunkel der Nacht wiegt der Wind die Bäume im Takt der Musik, die das ganze Tal durchdringt. Die Bäume selbst scheinen zu tanzen. Der Strom lacht voll Befriedigung laut auf und zieht weiter. Und das Echo auf unsere Jubelrufe klingt wie die Antwort der Felsen, die in das allgemeine Lärmen einstimmt.

Aus den Häusern huschen junge Paare, verheiratet oder nicht. Immer auf der Hut vor giftigen Schlangen, lassen sie sich draußen auf dem Erdboden nieder. Finsternis und flimmernder Sternenschein decken sie zu, wenn sie sich einen, trunken von Alkohol und Verlangen, lodernd in dem Feuer, das die heißen Nächte am Marañón in Körper und Seele entzünden.

Florencio Obando genießt seine Würde, und gleichzeitig leidet er unter der Last seines Amtes. Wie alle Jahre hat sich der Vizekommissar auf das Fest vorbereitet und zwei der kräftigsten Cholos des Tales zu seinen „Adjutanten“ ernannt. Wenn jemand frech wird, wirft ihn ein Faustschlag von ihnen zu Boden; wacht er dann wieder auf, so benimmt er sich manierlich.

Obandos Autorität ist wirklich groß. Nachdem der Inhaber des Postens mehrmals gewechselt hatte, wurde Obando vom ganzen Tal zum Vizekommissar gewählt und angesichts dieser einstimmigen Willenskundgebung auch amtlich bestätigt. Die vorgesetzte Behörde überreichte ihm feierlich die Bestallung und das Dienstsiegel. Von beiden hat er seitdem wenig Gebrauch gemacht; das ist der Grund, weshalb alle mit ihm zufrieden sind.

Er versteht seine Sache. Hühner und Zuckerrohrschnaps nimmt er nicht an, wenn es sich darum handelt, jemand festzunehmen oder freizulassen. Auch läßt er niemand gefangen nach der Provinzhauptstadt bringen. Einsperren in der Kirche — natürlich nur dann.

wenn keine Andächtigen zugegen sind – genügt ihm. So muß es auch sein. Als sich Martín und Pablo um den Balsabaum stritten, entschied er, daß der eine den andern herausgefordert habe; die Sache verlief im Sande. Und als die Polizei kam, um die Brüder Romero zu holen, gab er an, sie seien nicht mehr im Ort. Das hat ihm allgemeine Wertschätzung eingebracht; am meisten aber wuchs sein Ansehen durch einen Marinera-Vers, den er selbst verfaßt hat und den man in der ganzen Gegend singt:

„Ich bin Nummer eins,
ich bin Nummer zwei,
ich bin der Vize
der Polizei.“

Er ist nicht mehr der Jüngste – jedermann gibt ihm 50 Jahre – und, wie man sieht, ein vernünftiger Mann. Was besonders verdienstlich ist: Er wirkt, ohne lesen und schreiben zu können. Muß einmal ein dienstliches Schreiben an seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den Kommissar in Bambamarca, abgesandt werden, um die Vergehen abzuschwächen, die man einem Talmann zugeschrieben hat, oder zu erklären, warum eine Festnahme nicht gelungen ist, so malt es sein Sohn. Er selbst setzt dann seinen Stempel auf alle vier Ecken des Schriftstücks, entweder um die Feierlichkeit des Vorgangs zu betonen oder um auszudrücken, daß er den Inhalt in allen seinen Teilen bestätigt.

Jetzt geht Florencio Obando mit seinen „Adjutanten“ durch das ganze Dorf. Er achtet darauf, daß die Händler aus Celendín nicht bestohlen werden, schlichtet Streitigkeiten, beruhigt allzu wilde Kampfhähne. Hin und wieder läßt er sich einen Schnaps schmecken. Da die Kirche Tag und Nacht zur Andacht geöffnet ist, kann sie nicht als Gefängnis dienen. Also sind besondere Maßregeln nötig. Wenn jemand den Respekt vor ihm außer acht läßt oder sich sonst

etwas Ungehöriges erlaubt, beweisen ihm sogleich die Adjutanten, wie groß die Macht Florencio Obandos ist, des Vizekommissars für die Gemeinde Calemar.

Heute morgen hat die dritte Messe stattgefunden, – zugleich die erste der Seelenmessen für die Toten des Ortes. Wenn auch übersatt von all dem Essen, Kokakauen und Schnapstrinken und mit übermäßigem Gesicht, haben wir alle sie andächtig mitgehört. Möchten die Seelen, die damit begnadet wurden, gerettet werden und zum ewigen Frieden eingehen!

Bald danach begannen die Leute zu murren. Sie hatten erfahren, daß der Pfarrer die heilige Handlung nicht mit Wein gefeiert hatte, sondern mit einer Mischung aus Zuckerrohrschnaps und Aloja-Met. Die Flasche Wein, die er dazu mitgebracht hatte, war gestern abend bei einer gewaltigen Zecherei mit Don Juan Plaza von ihm selbst ausgetrunken worden.

Man wurde mißtrauisch. Ein Cholo aus Bambamarca fragte ihn, wann er nun die Messe lesen wolle, die er bei ihm bestellt habe. „Das habe ich euch doch schon gesagt! Morgen früh, mein Sohn“, erwiderte er.

Später gingen ein paar Talmänner und Gäste aus Jalca nochmals zu ihm. Sie erhielten die gleiche Antwort: „Ich habe es euch doch schon gesagt! Morgen früh.“

Darüber wurde viel geredet. Erst stritt man sich um den Sinn dieser Messen, dann wunderte man sich und geriet in Empörung, endlich ernannte man eine Beschwerdekommision.

Auf der Veranda der Hütte des Cholos Manuel Campos, wo der Pfarrer abgestiegen war (Campos war ein guter Freund von ihm, da er ebenfalls aus Pataz stammte), hörte er die Kommission mit ernstem Gesicht, aufgeblasenen Backen und zusammengezogenen

Augenbrauen an. Endlich geruhte er, eine Erklärung abzugeben. Hin und wieder hob er die Arme zum Himmel, als er sagte: „Worauf es ankommt, meine lieben Kinder, das ist die gute Absicht. Man kann eine einzige Messe für viele Christen auf einmal lesen. Bittet man um ewige Ruhe in den Armen des Herrn, so ist es gleich, ob man eine Messe nur für einen einzelnen Menschen oder für alle liest. Das erlaubt die Heilige Mutter Kirche, die vom Heiligen Vater in Rom regiert wird, der der Stellvertreter unsers hohen Himmelsherrn ist . . .“

In dem mißbilligenden Murren der Versammelten wurden laute Stimmen vernehmlich: „Aber, Herr Pfarrer, voriges Jahr ist es nicht so gewesen! Da haben Sie für jeden Verstorbenen eine besondere Messe gelesen, wenn man sie bezahlt hat. Die von gestern war für Don Juan Plaza. Der Brauch verlangt . . .“

Don Casimiro Baltodano kreuzte die Arme, schob den gewaltigen Leib noch mehr nach vorn, nahm den Kopf zurück und versetzte in herrischem Ton: „Es mag so der Brauch sein, aber es ist ein Irrtum. Wenn ihr gern besondere Messen haben wollt, so kostet jede fünf Soles.“

Die Frauen der Kommission baten kläglich: „Seien Sie doch nicht so, Herr Pfarrer! Denken Sie an die armen Seelen!“

„Was wird der Herrgott am Tage des Gerichts sagen?“

Ohne seine herrische Haltung aufzugeben, bestand der Pfarrer mit einer neuen Begründung auf dem geforderten Preise.

„Wenn ihr besondere Messen verlangt, nun, ich sagte schon: Fünf Soles für jede! Zwei Soles reichen nicht einmal für den Wein . . .“

Da wuchs die Entrüstung in allen Herzen; man schleuderte sie ihm ungeschminkt ins Gesicht: „Lügen Sie doch nicht so!“ „Sie haben ja Aloja und ‚Echten‘ genommen!“ „Unverschämtheit!“ „Jawohl: Unverschämtheit!“

Der Pfarrer sah seine Autorität schwinden und entschied sich für den Rückzug, nicht ohne die Arme hochzurecken und die Augen zum Himmel aufzuschlagen: „Ich betrüge euch nicht, Gott ist mein Zeuge!“

Mit großen Schritten barg er den gewaltigen, mit einer grünlichen Soutane umgebenen Leib im Innern der Hütte. Auch die Kommission kehrte um. Man redete unterwegs noch von dem Pfarrer, empfahl ihn dem Teufel und ging auseinander.

Die Nachricht von dem Vorfall verbreitet sich rasch im ganzen Tal. Alle Lust zum Tanzen ist vergangen. Um über den schlechten Eindruck hinwegzukommen, trinkt man. Die Männer sitzen vor der Tür ihrer Häuser unter einem Baum, auf einem Zaun oder am Wegrand, leeren einen Poro nach dem andern und machen ihrer Empörung Luft. Die Frauen, die das Mittagmahl bereiten oder in den Bewässerungsgräben Geschirr waschen, wollen nicht zurückstehen und rühren ebenfalls die Zunge.

„Der Pfarrer ist habsüchtig geworden.“

„Wann hat man schon erlebt, daß man sich um eine arme Seele nicht kümmert?“

„Und das will ein Pfarrer sein!“

„Er kann dem Herrgott nicht mehr ins Gesicht sehen!“

Die Cholos wiederholen jede Einzelheit. Betrunknen kann einer sein, aber den Meßwein trinken ist unverzeihlich. Ebenso unverzeihlich ist es, nur eine einzige Totenmesse zu lesen und dafür den Preis von zwanzig Messen einzustecken! Man wird sich bewußt, daß der Pfarrer vom Gelde der armen Leute ißt, trinkt und fett wird. Was leistet er dafür? In der Soutane herumlaufen und aus einem Buche, immer aus demselben Buche etwas vorlesen, was niemand versteht, ist keine schwere Arbeit. Auch der Sakristan wird Gegenstand heftiger Angriffe.

„Was tut der Kerl?“

„Er schwingt nicht mal das Weihrauchfaß, wie sich's gehört!“

„Klar, Mensch! Alle schlappen Kerle, die zu nichts nütze sind, werden Sakristan!“

„Mit langen Röcken wie die Weiber! Ganz so wie die Pfaffen!“

„Das ist immer so!“

„Ein feines Gespann!“

Aber – was war dagegen zu tun? Der Pfarrer gab mit vielen Worten „Gründe“ an, und als der Abend kam, aß und trank man wieder und begann zu tanzen. Marineras, Kaswas und Chiquitas setzten wie tags zuvor Beine und Hüften in Bewegung. Busen wogten. Augen blitzten.

„Hoch das Fest!“

„Nieder mit dem Spitzbuben, dem Pfarrer!“

Zu solchen Ausrufen gesellten sich spöttische Äußerungen. Man besann sich auf Marineras und Chiquitas, in deren Text die Kritik der Talmenschen offen zutage tritt. Ganz Calemar lachte über den bissigen Witz seiner Cholos.

„Ja, Rosemarie,
was nimmst du denn vor
in finsterer Nacht
mit unserm Pastor?“

„Hahaha!“ freuten sich Sänger und Tänzer.

Noch ein Lied „voller Wahrheit“:

„Ich hatte ein Mädél,
es hieß Marie-Lies,
das nahm mir der Pfarrer
und sagt: ‚Als Primiz!‘“

Das war Öl ins Feuer! Die Nachricht verbreitet sich, daß der Pfarrer am nächsten Tage abreisen will. Natürlich! Wenn er keine

Messe mehr liest, geht er! Man wundert sich, daß man nicht schon früher daran gedacht hat. Geht er wirklich? Sein Benehmen wird unerträglich.

An einer Stelle, wo hauptsächlich Einheimische tanzen, wird der Fall besonders ernst genommen. Die Ehre von Calemar steht auf dem Spiel! Am meisten regt sich eine runzlige ältere Frau auf. „Er scheint überhaupt kein Gewissen zu haben! Mein Lebtag habe ich in Calemar noch nicht gesehen, daß sich ein Pfarrer so benimmt!“ Sie zittert am ganzen Leibe und rauft sich das Haar. Mitten in der Hütte steht sie, dreht sich um sich selbst und sieht alle Cholos der Reihe nach an. Das gelbe Licht, das den Raum nur spärlich erhellt, betont die Blässe ihres Gesichts.

„Das kommt nur daher, daß sich die Männer alles gefallen lassen! Aber hier sind ja keine Männer! Sie haben keinen Mut!“

Der Messerstich eines Wegelagerers hätte Venancio Landauro in keine größere Wut versetzen können. Er schiebt sich den Hut in den Nacken, spuckt die Kokakugel aus wie vor einem Zweikampf, schlägt sich kräftig vor die Brust und stammelt: „Ich – ich werde ihn mir vorknöpfen! . . . Wer will, kann mitkommen . . .“

Wenn einer aus Shicún so wacker vorgeht, darf Calemar nicht hintanstehen. Darum tritt ein Dutzend Cholos an Venancios Seite. „Vorwärts! Wir gehen.“

Venancio fügt noch hinzu: „Wenn er nicht bleiben will, muß man ihn verprügeln. Als ich einmal in Marcabalito war, habe ich gesehen, wie man den Pfarrer kräftig verdroschen hat. Ich habe ihm auch ein paar versetzt.“

„Wenn es die Gauner, die Pfaffen, nicht anders haben wollen . . .“ Laut lärmend und die Fäuste schwingend, ziehen sie ab. Hinterher rennen mit Knüppeln und Steinen bewaffnete Frauen. Einer der Ruhigsten hält die Schar an: „Man muß den Vizekommissar holen . . .“

„Richtig! Florencio muß ihm sagen, daß er entweder die Messe liest oder das Geld dafür zurückgibt.“

Florencio Obando, den sie kurz darauf in seinem Hause antreffen, läßt sich nicht lange bitten, denn er hat selbst eine Messe bezahlt. Von seinen „Adjutanten“ begleitet, mit denen er eben gespeist hat, schließt er sich dem Trupp an.

„Man muß ihn festhalten, oder er muß das Geld zurückgeben“, bestätigt Florencio.

„Es lebe der Vize!“

„Hoch!“

„Es lebe unsere Ortsbehörde!“

„Hoch!“

Alle Festteilnehmer eilen herbei, um zu sehen, was vorgeht. Immer zahlreicher wird die Menge. Lautes Schreien erfüllt das ganze Tal.

„Nieder mit dem Spitzbuben, dem Pfaffen!“

„Nieder!“

Sie kommen vor der Herberge des Pfarrers an. Angetrunken und voller Wut taumeln die Cholos umher und drohen mit den Fäusten.

„Der Pfarrer soll herauskommen!“

„Raus!“

Manuel Campos erscheint und späht nach allen Seiten, um festzustellen, wo der Pfarrer flüchten könnte, aber die Cholos haben das Grundstück völlig umzingelt. Das Dunkel, das im ganzen Hause herrscht, kommt ihnen verdächtig vor. Nicht eine einzige Kerze brennt, obwohl die Dämmerung unter dem gestirnten Himmel drinnen zu dichter Finsternis geworden ist.

„Von dir wollen wir nichts! Der Pfarrer soll kommen!“

„Sag ihm, er soll herauskommen!“

Der Hausherr wagt einen schüchternen Einwand. „Er ist nicht da . . .“

„Er soll im guten herauskommen, soll sich mit uns verständigen!“

Vor den Augen des Cholos Campos schwingt einer die geballte Faust. Der Lärm wird immer lauter. Eine Frauenstimme kreischt: „Auch der Sakristan soll kommen!“

„Der Langrock! Raus!“ wiederholt der Chor.

Der Sakristan tritt vors Haus, geduckt, wie in zwei Stücke zerbrochen. Es ist ein hagerer, schwächlicher Mischling. Er will eine Erklärung abgeben und auf die Menge einwirken, aber die Worte kommen stammelnd, und seine Arme zittern. Er ringt die Hände. Flehentlich beteuert er: „Der Pfarrer ist nicht da . . . Er ist vor einer Weile gegangen.“

„Wohin?“ fragt der Vizekommissar.

„Rede! Sprich!“

Weiberstimmen kreischen, Männer drohen.

„Er ist nicht da. Wohin er gegangen ist, weiß ich nicht“, versichert der Sakristan.

Ein Stein saust an seinem Kopfe vorüber. Der Cholo Campos drückt sich rasch durch die Menge und eilt nach dem Walde. Florencio Obando hält die Zeit für gekommen, seine Energie zu beweisen. Ein Schlag ins Gesicht wirft den zitternden Diener des Pfarrers zu Boden.

„Du lügst!“

Der Sakristan wälzt sich unter den vielen Füßen, die auf ihm heruntreten. Als er sich wieder aufrichten will, wird er von zahlreichen Hieben zum zweitenmal niedergeschlagen.

„Ich weiß nicht, wo er ist. Schlagt mich nicht, ich bin krank!“ schreit er.

„Krank? Was? Schwindel!“

„Haut ihn!“

Jetzt ist er stumm geworden und rührt sich nicht mehr. Die Cholos lassen von ihm ab und beraten.

„Er wird im Walde sein.“

„Wir wollen ihn suchen.“

Plötzlich hört man den Galopp eines Reittieres. Eine Stimme ruft:

„Da ist er! Da verschwindet der Pfarrer!“

In der Dunkelheit der Nacht und des Waldes hört man nur das Klappern der flüchtigen Hufe. Es entfernt sich bergaufwärts. Als man die Sache untersucht, erklärt eine Frau: „An meinem Hause ist er vorbeigekommen – auf blankem Fell!“

Einige Cholos, Florencio Obando an der Spitze, springen ebenfalls auf ihre ungesattelten Tiere und jagen hinterher. Alles lauscht auf das Tosen der wilden Jagd.

Den raschen Hufschlag von vorhin hört man nicht mehr. In der Ferne erlischt auch der Lärm der Verfolgerschar. Jetzt knallen Schüsse. Nach einiger Zeit kommen die Cholos zurück und berichten, der Pfarrer habe angehalten und auf sie geschossen. Darum hätten sie nicht an ihn herangekonnt.

„Nieder mit dem Spitzbuben, dem Pfaffen!“

„Nieder!“

„Hoch lebe der Vize!“

„Hoch!“

Sie trinken viele Schnäpse, dann beginnt der Tanz von neuem. Die heiteren Klänge der Musik schwingen über dem ganzen Tale. Der Sakristan hat sich mühsam nach einem Wassergraben geschleppt und wäscht dort schweigend die Wunden seines mißhandelten Körpers.

Ohne den Pfarrer und andere böse Menschen (der Sakristan ist erst am dritten Tage davongeritten) kann man das Fest erst richtig genießen. Die armen Seelen werden verzeihen, daß sie ohne Messe geblieben sind. Es ist nicht unsere Schuld.

Das Leben ist schön! Jetzt wollen wir essen, trinken, tanzen und lieben – einfach und derb. Das Leben ist wunderschön!

„Zum Wohle!“

„Auf Wiedersehen beim nächsten Fest! Auf das Wohl der Jungfrau!“

„Richtig! Auf das Wohl der Jungfrau!“

Ja, unser Fest! Jedes Jahr einmal ein Fest! Gesang, Flötenseufzer, Paukenschlag, Antara-Schluchzen, Gitarrengeklimper! Unsere Entbehrungen und Schwelgereien, unsere Enttäuschungen und Hoffnungen, unsere Leiden und Freuden verschmelzen in Rausch und Tanz zu einer einzigen Glückseligkeit.

Plaudereien in der Hütte

Erst sprühte es nur wenig, dann bezog sich der Himmel mit dichten Schleiern. Die Wolken wurden bleigrau und rostbraun und entsandten schließlich Wassergüsse, Donner und Blitze. Nun überfällt uns wieder der „Winter“, die feuchte Jahreszeit. Die Hütten erzittern, die Berge beben, der Fluß wächst, und die warme, saftvolle Erde schwillt und treibt dichtes Gras. Die Bäume stehen in frischem Grün. Wenn es der Sonne gelingt, durch eine kleine Lichtung des Himmels zu dringen, sehen die Felsen röter aus als sonst. Die Bäume glänzen wie frisch gemalt, und der Fluß, dunkel von Schlamm und von Schwimmenden Inseln belebt, ist wie ein derber Pinselstrich in dem fröhlichen Bunt der Natur. Aber die Sonne bleibt nicht lange sichtbar, und die Luft im Stromtal ist fast immer von grauem Wasserstaub erfüllt. Über uns lastet der Himmel als schwere Drohung.

Abends und nachts fällt Regen, zuweilen auch morgens. Das zwingt uns, in der Hütte zu bleiben. Wir ziehen die Flöße weit ans Ufer, damit sie von der Strömung nicht weggerissen werden. Wir riegeln auch Stillwasser ab, damit sie zusammen mit dem Bach aus der Bergschlucht nicht das Tal überschwemmen. Jetzt greift man zur Koka und beginnt zu plaudern.

Es regnet . . . regnet. Der Fluß braust. Dicke Tropfen rauschen auf die Blätter. Rüttelt ein Windstoß an den Bäumen, so stürzen Wassermassen von ihnen herab. Der Sturm zwängt sich auch durch die Schilfwandung der Hütte. Herrscht einmal Ruhe, so vernimmt man das Zirpen der Grillen und das Kreischen von Pfefferfressern, die

in den Höhlungen der Felsen Zuflucht suchen. Von dort werden sie, wer weiß wohin, flüchten und irgendwo sterben. Wie und wo kommen die Vögel um? Wenn sie nicht durch ihre Feinde, Menschen und Tiere, zugrunde gehen: Warum und wann sterben sie?

Über diese Frage plaudern wir in der Hütte des alten Don Matías. Ich bin schon seit dem frühen Morgen dort, nachdem ich einige Männer aus Bambamarca über den Fluß gesetzt habe. Silverio Cruz ist aus seiner Hütte gekommen, um sich Feuer zu holen, und ist noch nicht wieder gegangen. Bei unserm Geplauder ist die Zeit verstrichen, und nun regnet es wieder. Cruz befürchtet, daß ihm die Glut ausgelöscht wird, selbst wenn er den Topfscherben, auf dem er sie wegträgt, unter seinem Poncho birgt.

„Ja, also“, sagt Don Matías, „was ich gern wissen möchte: Wie sterben eigentlich die Vögel? Ich habe noch nie einen toten Vogel im Felde gefunden, außer wenn eine Schlange oder ein anderes Tier einen gefangen hatte oder wenn er geschossen worden war. Das merkt man dann schon. Einen, der richtig gestorben ist, niemals.“

Die alte Melcha, die neben Lucinda in einer Ecke sitzt und Wollsträhnen schlichtet, die sie von Indianern aus Jalca gegen Koka eingetauscht hat, bemerkt: „Das sind Gottes Angelegenheiten, Kinder. Wer weiß, wie das zugeht? Nur E R . . .“

„Nur E R“, wiederholt Lucinda und dreht den Knäuel in den Händen, zu dem sie den grauen Faden der Strähne aufwickelt, den Melcha glattzieht.

Adán, der neben seinem Vater sitzt, hört aufmerksam zu, ohne zu verstehen, worum es sich handelt. Arturo glaubt an die Wissenschaft und versichert leichthin: „Ich meine, die Herren Gelehrten in den Städten werden es schon wissen.“

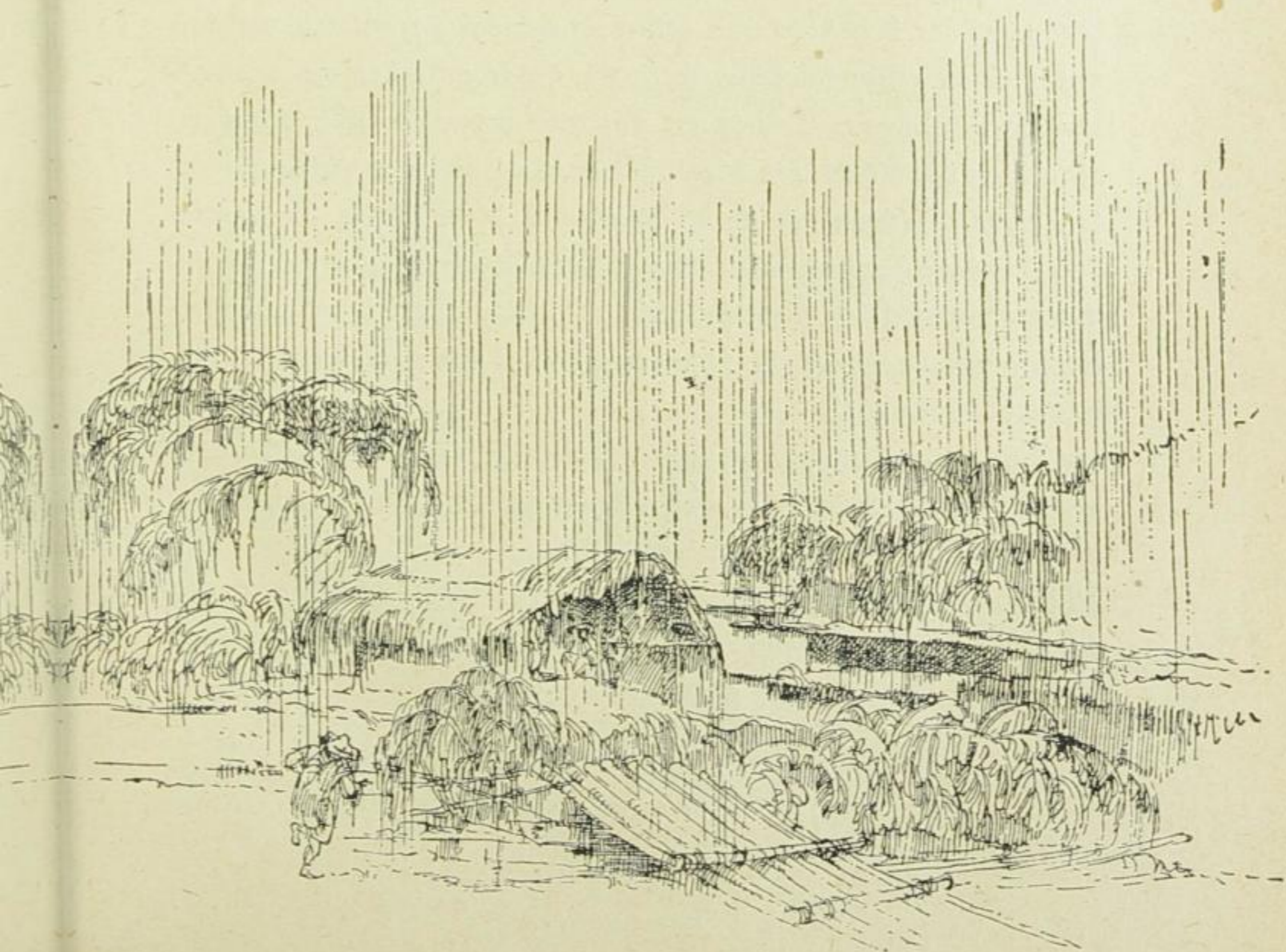
Don Matías unterbricht ihn. Er redet lauter als bisher, teils um seiner Äußerung Nachdruck zu verleihen, teils auch weil das

Rauschen des Regens stärker geworden ist und das Verstehen erschwert. „Sie sagen, daß sie es wissen! Aber es ist zweierlei, die Wahrheit wissen und etwas mit eigenen Augen gesehen haben.“

Silverio Cruz hat nur auf den Augenblick gewartet, sich vernehmen zu lassen. Er wirft ein: „Der verwünschte Regen! Bis der nachläßt, daß ich gehen kann, will ich euch erzählen, was es mit dem Tode der Vögel auf sich hat. Hört zu!“

„Sprich!“

„Als ich ein kleiner Bursche war, erzählte mir meine Mutter eine Geschichte, die sie gehört hatte, als sie ebenfalls noch jung war. Ein Mann ging einmal aus, um Brennholz zu suchen. Da er in der Nähe keins fand, zog er in eine bewaldete Bergschlucht. Auch dort sah er kein gutes Holz, sondern nur grüne Stämme. Als er noch weiter ging, sah er eine Lichtung. Da saßen überall Vögel auf den Zweigen, alle



Arten von Vögeln, rote, grüne, braune, gelbe, Huanchacos, Chiscos und viele andere Vögel, die er nicht kannte und sein Lebtage noch nicht gesehen hatte. Sie saßen da und sangen. Der Mann blieb wie verzaubert stehen und hörte zu. Alle sangen ein einziges Lied, das schönste, das man jemals gehört hat. Dann schwiegen die Vögel einen Augenblick. Einer von ihnen, der auf dem höchsten Ast saß und schon ziemlich alt war – seine Federn hatten gar keinen Glanz mehr –, flog auf und kreiste und stieg immer höher, bis ihn der Mann nicht mehr sehen konnte. Die andern Vögel konnten ihn auch nicht mehr sehen, denn er flog bis an die Wolken und dann über die Wolken hinaus – geradewegs in den Himmel . . .“

„Ja, aber das ist doch kein Sterben“, bemerkt die Alte verwundert. „Doch! Das ist der Tod eines Vogels“, fährt Silverio fort. „Ein Vogel gelangt stracks in den Himmel, denn er hat mit seinem kleinen Leibe niemals Schaden angerichtet . . .“

„Hm.“

Der Erzähler begeistert sich selbst an seinem Bericht und an der allgemeinen Verwunderung. Auch die Mädchen sehen ihn mit sinnenden Augen an. Er beginnt von neuem: „Also gut. Plötzlich erblickten die Vögel den Mann. Einer flog auf einen Ast in seiner Nähe und sprach zu ihm, als ob er selbst ein Mensch wäre. Er warnte ihn: ‚Du hast gesehen, was kein anderer Mensch gesehen hat. Wenn du es weitererzählst, mußt du sterben.‘ Da sagte der Mann, er wollte es nicht weitererzählen. Das hat er auch nicht getan, denn sonst hätte er sterben müssen.“

„Ja“, fällt die Alte, immer noch verwundert, ein, „das wird schon so sein; denn wie kommt es, daß man noch nie einen Vogel gefunden hat, der richtig gestorben ist?“

Silverio Cruz bläst auf seine Scherbe und facht die rote Glut darin an. Dann legt er sie wieder weg, lächelt, schüttelt den Checo und

kaut mit dem Ausdruck der Befriedigung seine Koka. Arturo drängt es, gegen den Strom zu schwimmen.

„Schön“, sagt er, „aber wenn es der Mann nicht erzählen durfte und nicht erzählt hat, wie du sagst, – woher weiß man es dann?“ Als alle ein nachdenkliches Gesicht machen, schließt er: „Das hat sich sicherlich jemand ausgedacht . . .“

„Das kann sein“, bestätigt der Alte nach einiger Überlegung. Der Besucher erwidert mit leisem Zögern: „Vielleicht hat er es im Schlaf erzählt. Dann hat er keine Schuld gehabt.“

Die andern lachen spöttisch. „Nein! Im Schlaf erzählt man keine so lange Geschichte!“

Auch Adán lächelt. Seine kleinen Zähne leuchten in dem runden, braunen Gesichtchen. Niedergeschlagen, wenn auch widerwillig nimmt der Erzähler den Einwand entgegen. „Es wird schon so sein. Aber mir hat es meine Mutter gesagt . . .“

Dann verabschiedet er sich. Er muß gehen, ehe es dunkel wird und der Regen noch stärker rauscht.

„Ist das Wasser in der Schlucht sehr gestiegen?“

Silverio Cruz, der den Bergbach jeden Tag sieht, weil seine Hütte und sein Grundstück in der Nähe liegen, antwortet zuversichtlich: „Nein. Es ist nicht sehr gestiegen. Und wenn schon – es schadet nichts. Das Bachbett ist sehr tief. Er kann nicht überlaufen.“

Die Scherbe mit der Glut unter dem Poncho, fängt er die Regenfäden mit dem Rücken auf und verschwindet unter den Bäumen.

Dann erdröhnt der Himmel von Donnerschlägen, wahre Bäche stürzen herab, der Wind heult immer lauter. Der Alte stellt fest, daß der Sturm wächst, und sagt: „Wenn nur der Bach nicht austritt! Er schleppt viel Schutt mit. Hört ihr die Hunde?“

In den andern Häusern des Tales bellen und winseln die Hunde vor Angst.

Die Luta und der blaue Puma

Doña Mariana Chiguala ist nicht mehr ganz jung. Sie trägt schwarze Flanellröcke, wohnt am Ende des Tales in der Nähe des Cholo Encarna und erzählt eine traurige Geschichte. Jedem Besucher berichtet sie mit vielen Einzelheiten und dicken, stillen Tränen, wie es kam, daß sie ihren Mann verlor, der vor vielen Jahren nach Huamachuco reiste, um Koka zu verkaufen, dort zum Militärdienst eingezogen wurde und nicht zurückgekommen ist.

„Vielleicht ist er gestorben!“ ruft sie schluchzend aus.

Dann kommt sie auf ihre eigene Lage zu sprechen. Ihre Nichte Hormecinda lebt bei ihr, ein Mädchen, das nach dem Willen seiner Eltern bei ihr aufgewachsen ist. Im Laufe des Nachmittags kann man Hormecinda sehen. In Angst und Eile kommt sie an und treibt eine Herde Ziegen vor sich her.

Wenn jemand Anteilnahme beweist, erzählt ihm Doña Mariana vielleicht auch, was vor ihrer Ehe geschah. Sie ist Gott sei Dank aus dem Elternhaus zur Trauung in die Kirche gegangen, ohne vorher ein unpassendes Verhältnis gehabt zu haben. Dann lobt sie ihren Mann. Er sei ein geschickter Kokablättersammler und ein noch besserer Flößer gewesen und habe alle Tugenden eines anständigen Christenmenschen besessen. Und wenn der Zuhörer nun gar ein weiches Herz hat, öffnet sie ihm das ihre und gesteht, daß sie sehr einsam sei; Hormecinda habe „noch wenig Gedanken“.

Die Leute im Ort munkeln, Encarna sei zuweilen bei ihr und nehme sich in acht, daß seine Frau nichts davon erfährt. Doch das ist wohl

nur leeres Gerede. Aber jeder Fremde, der bei ihr Herberge nimmt, bleibt mindestens drei Tage. Ein Mann aus Celendín namens Abdón kehrt immer bei ihr ein. Er wird schon wissen, warum.

Ja, und ich habe mit Doña Mariana wegen meiner Verpflegung zu tun. Als meine Eltern gestorben waren, versuchte ich selbst zu kochen, aber das ist eine langweilige Sache und nimmt einem Zeit weg. Außerdem ließ ich die Yucas anbrennen und zerbrach die Töpfe. Als ich drei zerschlagen hatte, ging ich zu Doña Mariana. Seitdem kocht sie für mich. Sie geht in meinen Garten, als ob er ihr gehörte, und holt Yuca, Ají, Platános und was es sonst noch gibt. Andererseits ist es natürlich eine Versuchung, Doña Mariana ist nicht häßlich. Ein rüstiges Weib mit vollen Lippen, noch immer festen Brüsten und kräftigen Hüften, gibt sie zu jenem Rat Anlaß, den mir die Cholos immer erteilen: „Nimm sie dir doch, Mensch!“

Aber ich habe noch kein ungehöriges Wort zu ihr gesagt. Als Talmann kann man sich nach keinem andern Ort begeben, und wenn man sich einmal mit einem Weibe einläßt, so geschieht das für immer. Übrigens weiß ich, daß ich nur Florinda gern etwas sagen möchte, aber sie schlägt die Augen immer nieder und sieht keinen Cholo an.

Jetzt bin ich zum Mittagessen gegangen wie alle Tage. Während mir Doña Mariana die Mates füllt, unterhält sie sich mit mir.

„Bei diesem Sturm wird die Nacht traurig für Sie sein . . .“

„Ja. Aber man gewöhnt sich daran, und es dauert nicht lange . . .“

Sie sucht neue Gründe hervor: „Wo es bei Ihnen doch so still ist, können leicht Schlangen ins Haus kommen und Sie beißen. Zünden Sie kein Licht an?“

„Wenn ich Lust habe, schon . . .“

„Ach, machen Sie doch ja immer Licht!“

Feiner, staubfeiner Regen beginnt zu fallen.

Nun erzählt sie mir, daß sie große Angst hat. Im Dunkel der düsteren Sturmnächte kommt der Puma und streift in der Gegend umher. Vielleicht ist er schon am Tierpferch gewesen! Die Ziegen haben entsetzt gemeckert, und Matarrayo, der Hund, hat furchtsam geheult und sich nicht hinausgetraut, obwohl sie und Hormecinda ihn angetrieben haben, vor die Tür zu gehen.

Da tönen die drei Glockenschläge, mit denen Arturo die Männer seiner Gruppe zusammenruft. Er ist jetzt Oberflößer, denn Don Matías ist unpäßlich. Ich verabschiede mich von Doña Mariana und gehe zu meiner Hütte, um zuerst mein Ruder zu holen.

Dort sagt mir Arturo: „Es kommen zwei Mann. Da es noch früh ist, werden sie übersetzen wollen . . .“

Bei ihm stehen die Cholos Jacinto Huamán und Santos Ruiz, die Ersatzmänner für Roge. Da noch Zeit ist, sehen wir die Ruder nach, um uns zu vergewissern, daß die Griffe nicht locket geworden sind. Der alte Matías erscheint auf der Veranda. Er schimpft und beklagt sich über das Wetter. Die Knochen tun ihm weh, und wenn es regnet, kann er die Fähre am allerwenigsten bedienen.

„Die verwünschten Kerle!“ knurrt er und schüttelt zornig den Checo. „Selbst bei einem Wolkenbruch tauchen sie auf und wollen übersetzt werden!“

Wir lassen uns neben der Tür nieder. Es dauert nicht lange, da erscheinen im strömenden Regen die beiden Männer, die kaum mehr menschliches Aussehen haben. Sie grüßen mit heiserer Stimme, schütteln am Ende der Veranda ihre Ponchos aus, kommen dann näher und bitten um Herberge. „Gebt uns Unterkunft, Don Matías, morgen wollen wir übersetzen.“

„Warum nicht? Bleibt nur!“ antwortet der Alte, der eine Bitte um Herberge niemals abschlägt.

„Gott lohne es, Señor!“

Arturo bemerkt, daß sie einen Blick auf unsere Ruder werfen, und erklärt: „Wir dachten, ihr würdet sofort übersetzen wollen.“

„Das würden wir auch tun, aber es geht uns schlecht. Und dann – bei diesem Regen!“

Sie brauchten ihr Verweilen in der Tat nicht weiter zu rechtfertigen. Ihre verunstalteten Gesichter haben den denkbar traurigsten Ausdruck, ihre Bewegungen sind schwerfällig, ihre Stimme klingt wie die Klage eines Sterbenden. Beide haben die Luta, einen Aussatz, der in den Tälern des Marañón vorkommt, aber viel eher Durchreisende befällt als Einheimische. Zuerst kommt an irgendeinem Körperteil ein rosa Fleck zum Vorschein, der bald violett wird, platzt und eine eitrige Wunde hinterläßt. Später zeigen sich solche Flecke am ganzen Körper, und das Fleisch zersetzt sich langsam. Der Kranke muß bei lebendigem Leibe verwesen.

Die beiden Männer setzen sich in eine Verandaecke und sehen mit traurigen, toten Augen, die nichts mehr von Hoffnung wissen, in den Regen. Ein rascher Funke blitzt in ihnen auf, als sie auf eine Frage antworten, die Don Matías an sie richtet.

„Wir gehen nach Huamachuco. Man hat uns gesagt, daß uns der Doktor dort heilen kann.“

„Wir kommen aus Condormarca.“

Ihre Gesichter sind violett und ohne ausgeprägte Züge, wie zwei breite Streifen rohes Fleisch. Sie sind so geschwollen, daß es aussieht, als wollten sie in blutenden Fäden zerreißen; dagegen zerfließen sie längs der Kinnladen in Pusteln und eiternden Wunden. Die zerfressene Nase des einen Mannes ist nur noch ein schwarzes Loch; die des andern ist auf einer Seite bereits abgefallen.

Don Matías bedauert sie wegen ihrer Krankheit, die sehr früh bekämpft werden muß, wenn man sie vertreiben will, und fragt, ob sie nicht „Soldatenpomade“ anwendeten. Auf ihre verneinende

Antwort, der sie hinzufügen, daß sie sich nur mit Wegerichblättern, Butter aus Frauenmilch und andern Mitteln behandeln, wie sie die heimischen Heilkundigen verordnen, entsinnt sich Don Matías: „Mein verstorbener Gevatter Juan hatte die Luta, gebrauchte ‚Soldatenpomade‘ und wurde wieder gesund.“ Dann meint er: „Was soll das überhaupt heißen, Teufel noch mal! Seit ich in Calemar wohne, das heißt in meinem ganzen Leben, haben hier nur zwei Personen die Luta gehabt. Es macht mich krank, wenn ich sehe, daß sie an andern Orten, besonders in Jalca, so oft vorkommt! Woran mag das liegen?“

„Ja, woran . . .?“

„Es wird Gottes Wille sein“, murmeln die Kranken fast zu gleicher Zeit. Ihre traurigen Stimmen klingen ineinander. Die Fremden betrachten die Bäume in unserm warmen, fruchtbaren Tal mit einer Mischung von Kummer und Groll. Etwas Dramatisches und Verstecktes liegt in ihren ersterbenden Augen. Wenn das Tal so wäre wie die Puna, frei von jeder Krankheit! Aber hier, in dem rasch aufsprießenden, üppigen Pflanzenwuchs gibt es ein Gewächs, das wird von einer Mücke gestochen; die Mücke bringt dann den Menschen die schlimme Seuche.

Jacinto und Santos wollen gehen und verabschieden sich bis zum nächsten Morgen. Auch ich möchte mich entfernen, aber die übliche Freundlichkeit des alten Matías hält mich zurück: „Warum willst du zu Doña Mariana nach Hause laufen und dabei naß werden, mein Junge, wenn du doch wieder herkommen mußt? Bleib lieber hier . . .“

Nun kommt die Nacht. Die Gäste rücken zu uns an die Feuerstelle heran, auf der Töpfe dampfen. Einer der Männer ist am ganzen Leibe von der furchtbaren Krankheit befallen. Seine schwärenbedeckten Hände sind geschwollen wie die einer Leiche. Mit den

aufgerissenen, mit Pusteln besäten Lippen können sie kaum die Suppe schlürfen. Wenn sie kauen, scheinen ihre zitternden Lippen sich loslösen und in den Mate oder auf den Fußboden fallen zu wollen. Sie riechen schlecht, nach Tod und Verwesung.

„Gott lohne es Ihnen, Señor“, danken sie für die Mahlzeit.

Arturo sucht sie zu ermutigen.

„Ihr werdet sicherlich wieder gesund werden. Ich habe in Sartín selbst gesehen, daß die Luta geheilt wurde. Morgen früh setzen wir über; dann könnt ihr weitergehen.“

Dann eilt er, von Lucinda und Adán begleitet, nach seiner nahen Hütte hinüber. Der Alte und Doña Melcha suchen einen Nebenraum auf, und wir andern richten uns auf der Veranda ein, – die Kranken an einem Ende und ich auf der Pritsche, die früher Roge gehört hat, an dem entgegengesetzten.

Die Nacht schließt sich dicht um die ganze Hütte. Wir können nichts sehen, und doch fühle ich nahe, deutlich und schmerzvoll die traurige Gesellschaft dieser beiden Männer, deren Krankheit die Fäulnis des Grabes vorwegnimmt und selbst wie ein Grab ist. Der Regen rauscht in die Stille aus Traum und Tod. Plötzlich klagt in einem der Kranken noch einmal das Leben auf. Die leisen, wie erloschen klingenden Worte können eine tiefe Trostlosigkeit nicht verbergen: „Mir geht es sehr schlecht. Es tut mir innen weh. Jetzt kommt die Krankheit ans Herz . . .“

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück wandern wir alle zum Fluß. Mit kleinen, ruhigen Schritten gehen die Kranken hinter uns her und vermeiden jede rasche Bewegung, als ob sie befürchteten, daß ihnen das Fleisch vom Leibe fallen könnte.

„Es hat die ganze Nacht geregnet. Der Fluß wird sehr hoch sein.“

„Sicherlich!“

Das Ruder auf der Schulter, ziehen wir den schmalen Pfad hinunter. Von den Bäumen fallen noch große Tropfen. Feuchter Nebel steigt auf und hüllt Calemar ein. Es sieht aus, wie wenn ein großer Kochtopf dampft. Ganz langsam heben sich die leichten, weißen Schwaden. Oben am Himmel färben sie sich dunkel und stürzen am Nachmittag als wütende Sintflut wieder herab.

Nun erblicken wir den schwarzen Fluß. Aufgeregt, drohend tost er dahin. Hinter dem Nebelvorhang sieht man verschwommen das andere Ufer. Das Floß wird hineingeschoben. Die Kranken wollen uns behilflich sein, aber Arturo wehrt rücksichtsvoll ab: „Laßt das! Ihr müßt euch ruhig verhalten.“

Das Floß gleitet die glatten Balken aus Zimt- und Orangenstämmen hinunter, die zu diesem Zweck hergerichtet worden sind, und rutscht ins Wasser. Dort schwankt es hin und her und spannt das Tau, das Jacinto festhält. Durch den heftigen Wellenschlag auf und ab bewegt, scheint es sehr schwach zu sein. Es kann von der Strömung mit Leichtigkeit abgetrieben werden. Aber wir sind ja da, wir Fährmänner aus Calemar! Hier sind unsere Ruder und unsere Arme!

Arturo springt mitten auf das Fahrzeug und beginnt es hin und her zu schaukeln, um das Gleichgewicht herzustellen. Das wirbelnde Wasser ist dunkel vom Schlamm und bedeckt weithin den Strand. Kein Stein ragt daraus hervor.

„Stämme . . . Stämme . . .!“ ruft Santos plötzlich aus.

Mitten im Fluß treiben einige Baumstämme. Das kann die Ankündigung sein, daß eine Schwimmende Insel naht. Unser Oberflößer bleibt auf dem Fahrzeug; wir andern am Ufer warten auf seine Befehle. Die Kranken setzen sich nieder, ohne auf den schlammigen Erdboden zu achten, und reden leise miteinander.

In der Ferne, durch den Nebel nur undeutlich zu sehen, taucht eine Schwimmende Insel auf. Die ungeheure, wirre, schwarze Masse

kommt näher und ist bald besser zu erkennen. Wir bestätigen uns, daß jede Abwehr umsonst sein würde, wenn sie uns mitten im Strom träfe. Schwerfällig in den Wogen dahertaumelnd, zieht das Geflecht aus Bäumen und Röhricht vorüber und reicht beinahe von einem Ufer zum andern. Die Spitze eines riesigen, noch frischgrünen Baumstammes trifft das Floß und versetzt ihm einen heftigen Stoß. Es sind aber auch schwere Stämme darunter, von denen kaum die Äste aus dem Wasser ragen.

Als die letzten Spuren der Schwimmenden Insel flußabwärts verschwunden sind, bricht Arturo das Schweigen, in dem wir das Ungetüm haben vorüberziehen lassen. „Ins Floß, Männer! Wir setzen über. Vorwärts!“

Wir springen hinein, aber die Kranken folgen uns nicht. Einer hat sich lang auf dem Erdboden ausgestreckt. Der andere sieht ihn aufmerksam an. Er wendet sich auch nicht um, als Jacinto, der das Fahrzeug am Seile hält und darauf wartet, daß sie es besteigen, um dann selbst als letzter an Bord zu gehen, eifrig wiederholt: „Vorwärts! Wir müssen hinüber!“

Der andere richtet sich langsam auf, stützt sich auf die Arme und sagt mit tonloser, stockender Stimme: „Wozu? Die Krankheit sitzt mir am Herzen.“

Dann sinkt er, wie vom Schlage getroffen, wieder um und preßt das Gesicht in den schlammigen Boden. Sein Kamerad faßt ihn sacht an den Schultern und hebt ihn hoch. Das zerfressene Gesicht ist mit feuchter Erde bedeckt. Ein zitternder, dicker Finger krallt sich in ein geschwollenes Augenlid. Die Höhlung ist leer.

So hält der Indio den Gefährten, ganz still. Ein Sturm der Trostlosigkeit und des Entsetzens muß sich in seiner Seele entfesselt haben. Aber in dem aufgedunsenen, mit violetten Schwären überzogenen Gesicht, das kaum noch irgendwelche Züge aufweist, regt

sich nichts. Nur in seiner Stimme liegt ein tiefer Kummer, als er zu uns sagt: „Helft ihn mir begraben, Männer! Tut mir den Gefallen!“

Wir haben den Leichnam in der Veranda des Hauses von Don Matías auf einem Lager aus Bananen- und Minzeblättern niedergelegt. Eine Schnur geht in zahllosen straffen Windungen vom Kopf bis zu den Füßen um die Gestalt herum und hält die Decken fest, die sie einhüllen. Das Gesicht verschwindet unter einem Lammfell. So steigt in unserer Gegend jeder ins Grab, der unter aufrichtigen Christenmenschen gestorben ist. Die Schnur hat nicht nur den Zweck, die Decken festzuhalten. Vor allem dient sie auch dazu, daß die Seele nicht aus dem gefesselten Leibe entfliehen kann, um schon auf Erden zu büßen. Sie soll durch den Kopf entweichen – darum läßt das Lammfell den Scheitel unbedeckt – und geradewegs zum Himmel aufsteigen, wo sie von Gott gerichtet wird.

Doña Melcha und die Frauen aus dem Tal, die zur Leichenfeier gekommen sind, beschäftigen sich damit, in Lauge eingeweichten Weizen zu schälen. Die Männer haben Koka, Zuckerrohrschnaps und Rum mitgebracht und sitzen auf dem Rande des Vorbaus. Man unterhält sich leise, kaut Koka und trinkt, wenn man nicht etwas aus den Schalen zu sich nimmt, die, mit Yucas, Mate und Maisfleisch gefüllt, hin und wieder die Runde machen. Auch hört man dem Kranken zu, der neben dem übelriechenden, steifen, starren Bündel sitzt, mit einem Bananenblatt den Fliegenschwarm scheucht, der ihn und den Toten umsummt, und seufzend erklärt: „Der arme Damián! Diesen Tod hat er nicht verdient...“ Dann schweigt er einen Augenblick und fährt fort: „Er war ein guter Kerl und muß nun so sterben! Denn es ist doch immer traurig, fern von der Heimat zu sterben, auch wenn sich gute Menschen erbarmen und einen bestatten, wie es sich gehört...“

„So ist es! Sehr richtig!“ antworten die Cholos, die ihm am nächsten sitzen.

Mit klagender Stimme fährt der Kranke fort: „Der Mann war ein tüchtiger Arbeiter. Krank, wie er war, hat er einen Kartoffelacker hinterlassen, der nur noch behäufelt zu werden braucht, und ein Feld mit Gerste, die schon sehr schön steht...“ Dann versinkt er in tiefes Schweigen und bewegt nur die Hände, mit denen er das Bananenblatt schwingt, um die hartnäckigen Fliegen zu vertreiben. Wenn ein neu Hinzukommender Fragen an ihn stellt, gibt er immer dieselbe Antwort: „Diesen Tod hat er nicht verdient...“

Und dann wiederholt er, daß es traurig sei, fern von der Heimat zu sterben, wenn sich auch andere Menschen erbarmten und den Toten bestatteten, wie es sich gehöre. Vergißt er, etwas von der Arbeit des Toten zu erwähnen, so ergänzen die Cholos: „Er hat ein Kartoffelfeld hinterlassen...“ „Auch der Gerstenacker, den er hinterläßt, sieht gut aus.“

Am Nachmittag wird es sehr warm. Der Leichnam strömt einen ekelregenden Geruch aus. Dieser Pestgestank, der das Atmen erschwert, erfüllt die ganze Hütte, obwohl der Wind die Luft un-
aufhörlich erneuert. Auch die Kleider nehmen den Geruch an, und die Cholos trinken einen Schnaps nach dem andern, um die Belästigung ein wenig zu mildern. Als die Nacht kommt, ist der ganze Vorrat erschöpft. Der Kranke zieht eine Anzahl Soles aus seinem Beutel, zählt von eins bis zehn und bittet, jemand in den Ort zu schicken, um „Echten“ zu holen. „Damit alles so ist, wie es sich gehört... Armer Damián!“

Es wird immer dunkler. Rund um den Leichnam brennen vier Kerzen, ein Geschenk Doña Melchas, im Windschutz ausgespannter Ponchos. Etwas weiter ab stehen zwei Schalen mit talgetränkten Dochten, die den menschenvollen Raum schwach erhellen.

Der Wind bläst in die flackernden Lichter. Bis an die Hütte springen die Schatten vor; tritt Ruhe ein, so drängen sie sich angstvoll zitternd auf einem kleinen Geviert von wenigen Schritten zusammen. In der Ferne heulen Hunde.

Nach einer reichlichen Abendmahlzeit fährt man fort, im ersterbenden Schein der Talgdochte zu trinken und Koka zu kauen. Der Zuckerrohrschnaps, der bei andern Gelegenheiten Plaudern oder Schreien, Lachen oder Singen hervorruft, bewirkt vor dem Toten tiefes Schweigen. Das paßt zu diesen Männern, deren Mund sich nicht auf lautes Klagen versteht. Sie haben es schon in ihrer einfachen Art getan. Jetzt bleibt ihnen nur übrig, sich bis zur Stunde des Gebets still zu verhalten. Nebenan rauscht dumpf der Strom. Irgendwo zirpt unermüdlich eine Grille. Der Regen trommelt auf den Blättern der Bäume. Die Wasserfäden in der Nähe blitzen wie silberne Spangen. Dahinter breitet sich die Nacht über das Tal, schwarz und traurig wie ein Leichentuch.

Draußen hört man erneut Hundegebell. Ein kleiner Köter, den ein Cholo mitgebracht hat, springt auf, rennt auf den Leichnam zu und beschnüffelt ihn. Dann sieht er in die Dunkelheit hinaus, bellt und schließt mit langem, kläglichem Geheul. Ein Schauer überläuft die Versammelten. Doña Melcha, die sich in einem kleinen Raum der Hütte aufhält, eilt hinaus und sagt hastig: „Wir wollen für die arme Seele beten!“

Die Frauen knien rund um den Toten nieder; die Männer tun das gleiche. Sie drängen sich dicht aneinander. Die Lichter werfen riesenhafte Schatten von ponchobehängten Rücken und struppigen Köpfen in die Nacht. Das gewohnte Gebet tritt auf die angstzitternden Lippen.

„Mmm . . . mmm . . . mmm . . .“ Es ist eine düsterdumpfe Musik, noch trauriger als Hundegeheul, Büßen und Sterben; aber sie

beschwört den Glauben herauf und tröstet das Herz. Als das Gebet endet, sind die Cholos wieder beruhigt und setzen sich still auf ihre alten Plätze. Wiederum wandern die Poros voll Zuckerrohrschnaps von Hand zu Hand, von Mund zu Mund.

In einem der Hüttenräume beten Doña Melcha und die andern Frauen weiter, jetzt aber für die „Reisenden, Seefahrer, Kranken und Armen“. Da sticht ein spitzer Aufschrei durch die Nacht.

„... uumaa! ... uumaaa!“

Alle Hunde im Tal geraten in Aufregung.

Der zitternde Schrei dauert an. „... uumaaa!“

Die Versammelten tauschen ihre Eindrücke aus. Das muß der Puma sein, der, wie Doña Mariana behauptet, seit ein paar Nächten um ihren Ziegenpferch herumstreift. Arturo holt seinen Revolver, eilt, von Encarna gefolgt, hinaus und verschwindet in der Dunkelheit.

„... uumaaa!“

Die Hunde heulen in allen Tonarten. Wir haben den Toten und seine Seele vergessen und denken nur noch an die Untaten der Bestie. Das macht heiß. Unser Blut kocht. Was ist ein Toter angesichts des Lebens, des lieben Lebens der Haustiere, die man unter allen Umständen hüten und bewachen muß! Der Puma wird mit den Ziegen den Anfang machen und mit Eseln und Pferden fortfahren. Unsere Worte sind voller Wut. Auch andere Cholos eilen nach dem Hause Doña Marianas, nachdem sie bei Christus und den erlösten Seelen einen wilden Schwur geleistet haben. Sie schwingen mit entschlossener Gebärde ihre Knüppel. Die Nacht ist tiefschwarz, und die Bestie wird bereits geflüchtet sein; doch das tut nichts, wenn man ein glühendes Kämpferherz hat.

Vereinzelt hört man den Widerhall von lauten Rufen und Schreien. Gespannt warten wir auf die Rückkehr der Jäger. Als sich der Morgen mit Rosenrot und Milchweiß über den Baumwipfeln

ankündigt, erscheinen die Cholos mit enttäuschter, niedergeschlagener Miene.

„Der verdammte Puma ist verschwunden, und leider hat er ein Zicklein mitgenommen . . .“

„Man muß noch einmal eine Nacht auf ihn warten . . .“

Arturo blickt auf seinen rostigen Revolver und meint: „Alle fünf Schüsse ins Genick!“

Den Leichnam auf den Schultern sind wir bei Tageslicht nach dem Friedhof gezogen. Jetzt graben wir die Gruft. Die Frauen knien im Gebet um den Toten. Er liegt unter dem duftenden Gezweig eines Orangenbaums.

Die Grube wird immer tiefer. Es riecht nach feuchter Erde. Als man die Spaten beim Herauswerfen der Schollen, mit denen auch einige gelbe, alte Knochen zutage kommen, nicht mehr sehen kann, steigen die Totengräber wieder empor. Dann sinkt der Leichnam an einer Schaukel aus Seilen hinab.

Der Kranke grüßt seinen Gefährten zum letztenmal mit einigen Handvoll Erde, die er langsam über die ganze Grube streut. Dann wird sie geschlossen; bald ragt ein graues Rechteck aus dem Grase des Friedhofs hervor. Ein Kreuz aus unbearbeiteten Latten wird hineingesteckt. Mit der Zeit wird es im Unkraut verschwinden und schließlich umfallen, wenn das in der Erde steckende Stück verfault ist und die Arme vermodert sind.

Wir kehren zurück und trinken den übriggebliebenen Zuckerrohrschnaps. In Don Matías' Hütte nimmt der Kranke den Poncho und die Reisetasche des Toten nebst seiner eigenen auf. Dann verabschiedet er sich: „Auf Wiedersehen, Señores! Gott lohne es Ihnen, Señores!“

Arturo fragt: „Willst du nicht nach Huamachuco?“

Der andere sieht ihn wortlos an, während Arturo fortfährt: „Geh doch ja nach Huamachuco und laß dich kurieren! Wenn du kein Geld hast, bringen wir dich umsonst hinüber. Geh doch!“

Der Kranke denkt einen Augenblick nach und entschließt sich dann mit großer Anstrengung zu einer Antwort. „Wozu? Ich sterbe ja doch bald! Weshalb soll ich erst nach Huamachuco gehen? Mein Kamerad ist nicht über den Fluß gekommen. Ich fühle, daß auch ich nicht hinüber soll. Mich noch weiter von der Heimat entfernen? Nein!“

Dann schlägt er den Weg in die Berge ein und bedankt sich nochmals: „Gott lohne es Ihnen, Señores!“

Er geht nach Condormarca zurück, um dort, in seiner Heimat, zu sterben, ohne den Strom dieser furchtbaren Täler zu überschreiten, in denen die Luta und der Tod wohnen. Die Fliegen folgen ihm und schwirren um sein stinkendes Fleisch. Langsam entfernt er sich, ohne sich noch einmal umzuwenden. Er stützt sich auf einen Stock.

In der folgenden Nacht ist der Puma wieder da und in der dritten, vierten auch. Die Cholos sprechen über den Schaden, den er anrichtet, und fluchen über die nutzlosen Buschmesser und Knüttel, die alten Donnerbüchsen, die nicht losgehen, und die Revolver, die nicht treffen.

„Die Bestie ist verhext!“

„Sie muß fallen!“

Ein Mal über das andere ist sie in Doña Marianas Pferch eingedrungen. Encarna stand mit einem Gewehr unter einer Zeder und wartete die ganze Nacht; aber als er abdrücken wollte, versagte die Waffe, und es war nur das lächerliche Aufschlagen des Hahns zu hören. Arturo, der neben dem hohen Plankenzaun kauerte, schoß zweimal, tötete aber nur zwei Zicklein.

So muß man also die Zicklein zum Mittagessen verzehren. Man geht zu Doña Mariana, die sich mit der Zubereitung große Mühe gegeben hat und nun darauf wartet, daß sich die Jäger dankbar zeigen und eine regelrechte Jagd auf das Untier anstellen.

„Diese Nacht kommt der Puma nicht davon!“ versichert Arturo.

„Männer“, sagt Encarna, der mit den anderen Cholos so gierig vor einer großen Schüssel Ziegenbraten sitzt wie ein Geierschwarm vor der Beute, „Männer!“ (er schluckt an einem mächtigen Bissen)

„Männer! Ich sage euch, als ich den Puma sah, war er blau . . . blau wie Indigo . . . Wer weiß, vielleicht ist er verzaubert!“

Simón Chanchahuana, der sich mit einem großen Knüttel bewaffnet hatte, aber erfahren mußte, daß ihm dieser nichts nutzte, da der Puma bei seiner Schlaueit und seinem scharfen Blick natürlich anderswo vorbeikam, lacht laut auf. „Unsinn! Verzaubert? Das sieht im Dunkeln nur so aus. Ich sage: Es ist ein Puma wie alle andern hier in der Gegend.“

Aber Arturo kann sich nicht erklären, warum er vorbeigeschossen hat. „Mit meinem ‚Rostigen‘ habe ich sonst immer getroffen! Ich muß wirklich an etwas Schlimmes denken, weil ich ihn nicht zur Strecke gebracht habe.“

Dann erzählt er stolz und ausführlich, daß er eines Tages einen Adler mit einem Schuß in die Brust heruntergeholt habe. Ein andermal habe er einem Reiher den Kopf zerschmettert, und auf fünfzehn Schritt schieße er so viel Birnen vom Baum, wie man von ihm verlange, und treffe mitten in den Stiel. Schließlich erklärt er: „Wenn es ein Puma ist wie jeder andere, kommt er heute nacht nicht davon!“ Er wird Abend. Das Tal schlummert in Dunkelheit und Regenfall, aber in der Hütte Doña Marianas wacht die Angst. Als Hormecinda den Haushund Matarrayo bellen hört, stöhnt sie wie ein Zicklein, so sehr tun ihr die Tiere leid. Sie ist ja Tag um Tag hinter ihnen her,

ein jüngst geborenes Böckchen auf dem Rücken, um es an den mit Kraut und Gestrüpp bedeckten Berghängen auf und ab zu tragen. Und jetzt kommt ein böser Puma und will es zerreißen! Doña Mariana horcht schweigend hinaus und beschwört alle Heiligen des Himmels, nicht zu erlauben, daß es ein verzauberter Puma ist. Im Pferch rennen die Ziegen beim kleinsten Geräusch von der einen Seite nach der andern, und unter den Fellen der Zicklein, die er selbst getötet hat, kauert Arturo, den Revolver in der Hand, und wartet.

Von der unbequemen Haltung ermüdet und vom Regen durchnäßt, hat er den Eindruck, daß die Stunden unendlich langsam vergehen. Die Dunkelheit ist ganz dicht. Wo die Ziegen stehen, sieht man kaum einen dünnen, grauen Fleck. Der Wind pfeift, und – weint da jemand leise? Arturo beginnt etwas wie Entmutigung zu fühlen. Oder ist es eine unbekannte seltsame Furcht? Jawohl, man vernimmt ein schrilles Stöhnen. Es kommt und geht, verstummt und ertönt von neuem. Schluchzt da vielleicht eine arme Büberseele? Arturo muß an den Lutakranken und an alle Einzelheiten der Leichenfeier denken. Dieses heulende Klagen kann wirklich nur von einer büßenden Seele stammen. Und der Puma? Auf geheimnisvolle Weise hat er ihn verfehlt. Ist das vielleicht Zauber? Und wenn es so ist: Droht ihm dann nicht ein Unheil? Man hat von Menschen gehört, die ohne Grund immer mehr abmagerten, obwohl sie einen Bärenhunger hatten und dauernd essen mußten. Später sind sie gestorben . . . Diese Männer erzählten immer von verzauberten Seen, Bergen, Flüssen, Pumas . . . Und alles, was ihnen begegnete, geschah abends oder nachts. Kann ihm nicht dasselbe zustoßen?

Plötzlich wird er in seinen düsteren Gedanken gestört. Ein flüchtiger Schatten schwingt sich über den Zaun, die Ziegen drängen sich an der gegenüberliegenden Seite des Pferchs zusammen und meckern

verzweifelt. Am ganzen Leibe zitternd vor der überraschenden Erscheinung, drückt Arturo ab und sieht alles blau: die Nacht, die Herde, den Puma. Ein blauer Schein umgibt die Bestie, Arturo feuert weiter, – aber wohin? Die Nacht erdröhnt von den Schüssen, und der Puma verzicht sich, ein schreiendes Zicklein im Rachen.

Als Doña Mariana aus der Tür lugt, ist Arturo schon da. Mit keuchender Stimme, die tief aus dem angstbebenden Leibe zu kommen scheint, sagt er: „Blau... blau... Der Puma ist verzaubert!“

Calemar schläft nicht mehr. Der verzauberte Puma durchstreift das Tal in allen Richtungen und zieht, eine blaue Gestalt, im Dunkel an allen Häusern vorüber. Jeden Tag begeht er schlimmere Untaten. Er hat die Herde der Cárpenas überfallen und aus bloßer Mordlust vier Ziegen getötet. In einem Weidegrasfeld hat er einen auf der Erde ruhenden Esel überrascht, ihm den Hals mit einem mächtigen Prankenhieb aufgerissen und die Brust ausgefressen. Auch ein kleiner Hund, der mutigste von allen im Ort, mußte an einem Biß sterben, der ihm den Nacken zerfleichte. Der blaue Puma sät Furcht und Tod.



Die Pferde und Esel schlafen jetzt vor den Haustüren, und die Hunde werden geprügelt, damit sie in den Pferchen bleiben. Aber kaum wittern sie die Bestie, so flüchten sie unter ängstlichem Winseln und drängen sich an die Beine ihrer Herren.

Gewehrschüsse blitzen in der Nacht, aber das ist alles. Arturos Revolver ist von Hand zu Hand gegangen, nur zur Probe. Zwecklos! Nur wenige haben die Augen des Pumas in der Dunkelheit leuchten sehen. Aber alle sind gewiß: Er ist blau, blauer noch als der Himmel. Es ist ein dunkles Flußblau – glänzend, brennend, zauberhaft.

Jetzt zeigt nicht mehr allein Wiehern und Brüllen, Schreien und Knallen das Kommen der Bestie an. Auch Regenrauschen und Blättersäuseln, Windeswehen und Stromesbrausen reden vom blauen Puma.

Die Männer wachen, die Waffen bei der Hand, in dem nur sehr schwachen Schutz ihrer Hütten neben den Frauen, die den Herrgott durch Vermittlung der Jungfrau der Beständigen Hilfe, des heiligen Antonius und besonders der heiligen Rita von Casia, der Helferin in unlösbaren Angelegenheiten, flehentlich bitten, er möge das Tier vernichten oder entfernen.

Aber immer noch schimmert blau das Gras, wenn der verzauberte Puma hindurchzieht, unverwundbar, unheilbringend, lebenszerstörend. Jetzt überfällt er alle Tiere, nach denen es ihn gelüstet. Übersättigt, begnügt er sich damit, ihnen das Genick zu brechen und das Blut auszusaugen.

Ob der blaue Puma wohl eines Tages auch uns Menschen angreift? Es ist alles möglich, er ist ja verzaubert! Schmerzvoll zuckt das Herz der Talmenschen bei dieser neuen Vermutung; ihr Mund stößt wilde Flüche aus.

Bei alledem fühlt sich Arturo krank. Er sagt, seit der Nacht, da er den Puma zum zweitenmal gesehen und der Wirkung seines blauen

Glanzes unterlegen ist, sei er schwach geworden und träume immer davon, daß ein großer, blauer Fleck auf ihn zukomme, ihn einhülle und ersticke.

Was Doña Mariana unten im letzten Winkel des Tales tun soll, weiß der liebe Gott. Es kommt niemand mehr zu ihr, um ihr Hilfe zu leisten, denn als nach dem Fehlschlag von Arturos Bemühungen ein Trupp Cholos unter Führung des Vize Florencio an ihrem Pferch Aufstellung nahm, überfiel der Puma ruhig einen andern. Er wollte sicherlich nicht alle Männer bezaubern! Das Feld seiner Tätigkeit wurde immer größer, und jetzt bewacht jeder, so gut er kann, seinen eigenen Besitz.

Aber Doña Mariana hat inzwischen allerlei getan. Sie hat keineswegs die Hände in den Schoß gelegt oder zum Gebet gefaltet. Nächtelang hat sie beobachtet, bis sie genau wußte, an welcher Stelle der Puma mit seinem geschickten, elastischen Sprung über den Zaun setzte. Dann kamen ihr zwei Stöcke aus Chontaholz in den Sinn, eine Erinnerung an ihren Abdón aus Celendín. Drei Tage lang war sie damit beschäftigt, sie auf einem Stein zuzuspitzen; denn ihr Buschmesser wurde schon bei den ersten Schlägen gegen das fels-harte Holz stumpf. Dann wurden die Stöcke genau an der Stelle, wo die gefürchtete Bestie nach dem Sprung aufsetzte, tief in die Erde gerammt.

Es ist eine traurig-düstere Nacht. Der Fluß strömt wild. Seine Stimme klingt wie Fluch. Die Männer in den dunklen Hütten lassen hin und wieder Buschmesser klirren und Knüttel sausen. Die Hunde bellen, aber die Herden verhalten sich ruhig. Das angstvolle Gebrüll, das die Nähe der Bestie ankündigt, ist nicht zu hören. Die Pferde und Esel sind mit langen Stricken an den Stützpfeuern und Balkengabeln der Hütten angebunden und kauen ruhig das Futter, das man ihnen hingeworfen hat.

Doña Mariana hockt hinter der Tür ihres Hauses und wacht mit Hormecinda, die kein Auge schließen kann, seit ihr die Bestie ihre geliebte Herde zu morden begonnen hat. Auch der Hund Matarrayo ist bei ihnen; er trägt einen festen Maulkorb und kann nicht das leiseste Gebell hervorbringen.

Langsam und schweigend verrinnen die Stunden. Es muß sehr spät sein, denn die Hähne krähen schon. Da beginnen die Ziegen zu schreien und sich aufgeregt am Zaun zusammenzudrängen. Furchtsam und zornig bellen Hunde dazwischen. Plötzlich hört man ein infernalisches Gebrüll. Die Ziegen im Pferch schreien wiederum angstvoll auf, während Matarrayo den vergeblichen Versuch macht, das Maul aufzureißen. Auch er zittert.

Es ist so, die Bestie hört nicht auf zu brüllen, sie ist in die spitzen Stöcke gefallen!

Doña Mariana hat das Gefühl, eine schwere Last werde ihr von der Seele genommen. Hormecinda stöhnt auf. Ihre abgebrochenen, schrillen Seufzer, die ihr Erleichterung schaffen, scheinen sie nichtsdestoweniger zu ersticken. Im Pferch dauert das Meckern der Ziegen an. Ab und zu tönt auch noch das Brüllen des Pumas. Beides wird nun schwächer, schwillt dann aber nochmals an und erlischt endlich. Der Puma ist in die Stöcke gefallen! Aber, wer weiß, vielleicht brüllt er nur, weil er sich verletzt hat, und macht jetzt in seiner Wut mit der Herde ein Ende! All das Geschehen umgibt und verschmilzt eine schwarze, schwere, wilde Nacht, eine Nacht voll Zauber und Hexenwerk. Es hat keinen Sinn, nach dem Pferch zu gehen. Lieber wartet man, bis der Morgen kommt. Sein Licht mag Gutes oder Schlimmes enthüllen.

Die Hunde in den andern Häusern bellen immer noch. Jetzt beten die Frauen mit verdoppeltem Eifer, und die Männer schlagen heftiger mit den Knüppeln auf den Erdboden oder lassen die Busch-

messer mit größerer Gewalt ineinanderschlagen und schreien dazu:

„... uumaa! ... uuumaaa!“

Die ganze Nacht ist voller Geheul.

Der Morgenhimmel hat erst eine schwache Färbung, als Doña Mariana mit großer Vorsicht aus dem Hause tritt und durch die Ritzen des Zaunes blickt. Mein Gott im Himmel – da liegt der Puma! Die Bestie hat sich einen Stock mitten in den Leib gejagt. Vergeblich sucht sie sich unter lautem Gebrüll frei zu machen, als sie bemerkt, daß die Frau näher kommt. Auf dem Erdboden steht eine große Blutlache. In Doña Marianas Augen blitzt es heiß auf. Sie holt sich einen Knüppel und eilt in den Pferch, während Hormecinda aus Leibeskräften schreit: „Hierher! Hierher! Da liegt er!“

Die Cholos und ihre Frauen verlassen die Hütten. Als sie an Doña Marianas Pferch kommen, drischt die Frau immer noch auf den Schädel des Pumas ein. Sie hat ihn zu einer blutigen Masse zusammengeschlagen. Mit zitternden Händen läßt sie einen großen Stein immer wieder auf ihn hinabsausen. Damit hat sie der Bestie den Kopf so zerschmettert, daß das Gehirn nach allen Seiten auseinandergespritzt ist. Das scheint ihr aber noch nicht zu genügen. Darum nimmt sie den Knüppel wieder zur Hand und bearbeitet damit den Rücken, die Beine und den ganzen Leib des Tieres.

„Da, du Schädling! Da, du Nichtsnutz! Da! Da!“

Als sie endlich merkt, daß sich der Puma nicht mehr rührt und daß viele Menschen um sie herum stehen, richtet sie sich hoch, schwingt den Knüppel und lacht laut auf.

„Der blaue Puma! Und das soll ein blauer Puma sein!“

Sie lacht weiter und hebt den Knüppel, als wollte sie einem der Anwesenden den Schädel spalten.

„Er ist wie alle andern“, erklärt sie, „halb braun, halb gelb, der blaue Puma.“

Die Talmenschen kommen aus dem Staunen nicht heraus. Wenn sie nicht auf Doña Mariana achten müßten, die imstande ist, einem aus purer Lust und Laune den Knüppel über den Kopf zu hauen, würde die Aufmerksamkeit noch gespannter sein. Jedenfalls sind sie ganz Auge, als sie die leblose Masse am Boden betrachten, die ihnen so viele schlimme Stunden verursacht hat. Arturo stellt fest, daß von Blau keine Rede ist, lacht über die „Bezauberung“ und ist plötzlich wieder ganz gesund.

„Haha, hihi, hahaha!“ lacht Doña Mariana, die wehmütige Doña Mariana von früher. Dann vollführt sie einen Freudentanz. Man könnte meinen, sie sei verrückt geworden.

Bergsturz

Gras und Kraut wuchert und dringt in die Pflanzungen ein. Kaum läßt der Regen ein wenig nach, so muß man, die Hacke in der Hand, in die Gärten gehen und dort einen schweigenden, hartnäckigen Kampf gegen das Unkraut führen.

Die Sonne blitzt auf dem Stahl der Werkzeuge, den schweißglänzenden Gesichtern der Cholos, dem Gefieder der Vögel, die ihre Zufluchtsstätten verlassen und wieder zu singen anfangen, und den saftigen, sauberen Blättern der Bäume.

Endlich ist es so weit, daß die Koka-, Yuca- und Pfeffersträucher ihr Grün unbehindert leuchten lassen können und munter auf der schwarzen Decke der umgegrabenen Erde wachsen; so wie aber die fleißigen Arbeiter Reihe um Reihe vorrücken, sprießt auch das Unkraut von neuem in ungehemmter Kraft aus unserm Boden, der sich voll Wasser gesogen hat und, in der Tiefe des Stromtales liegend, von einer zwar nur hin und wieder hervortretenden, aber sengenden Sonne erhitzt wird.

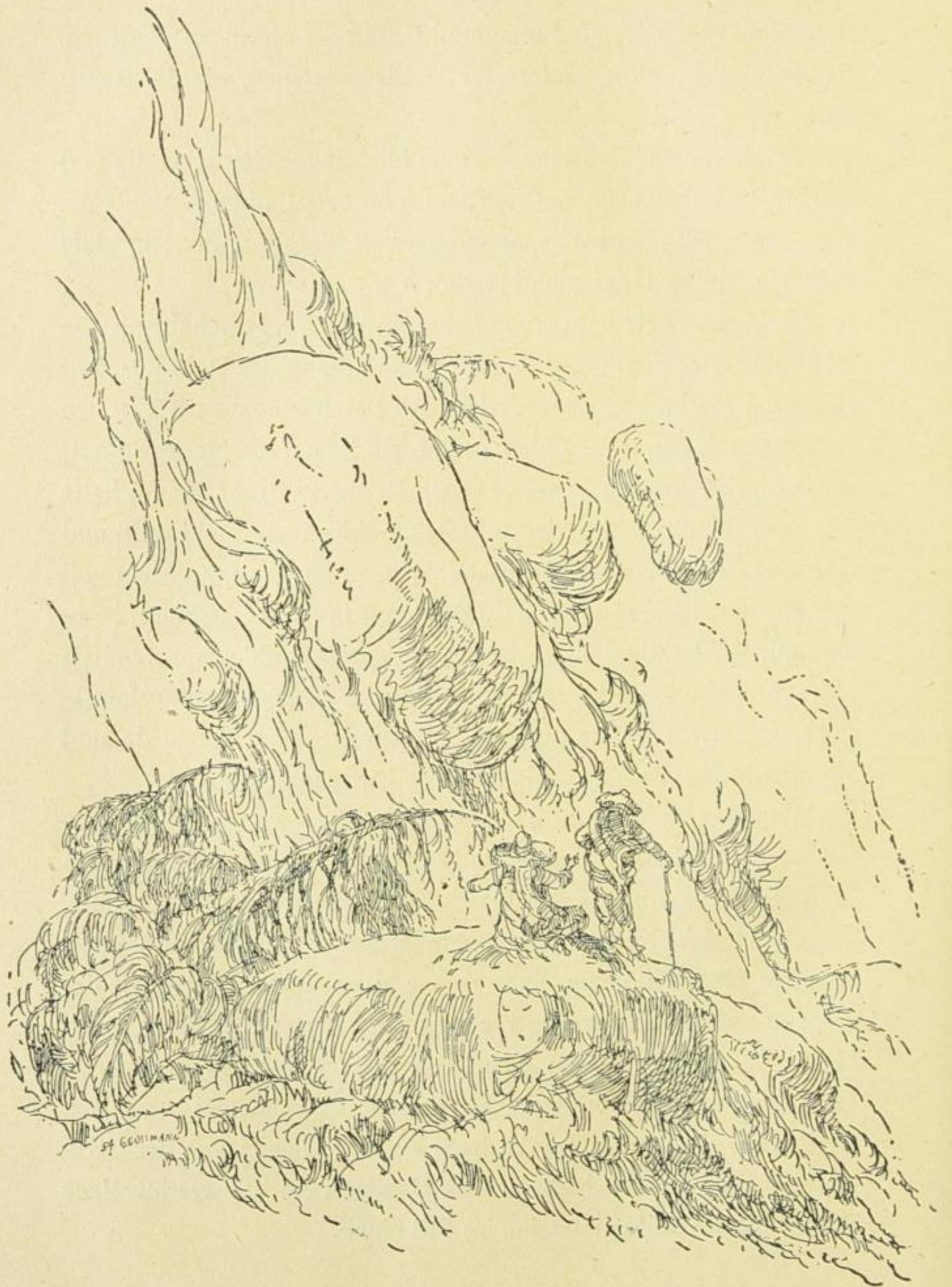
Während sich die Rücken krümmen und die Hacken den Boden umwenden, kann sich in einem Busch, auf einem Baumast, in einer Erdscholle eine Schlange zum Angriff bereitmachen. Um ihn zu vermeiden, muß man scharf achtgeben und dann einen langen Prügel nehmen, um das Tier zu erledigen. In den Pflanzungen kriechen und ringeln sich grüne, braune, gelbe Schlangen. Die gelben springen von Zweig zu Zweig, von einem Baum zum anderen. Wehe dem, der von einer gebissen wird! Er kann vom Leben Abschied nehmen.

Bald gießt es wieder, und man muß sich in die Hütte zurückziehen. Es bleibt einem nichts anderes übrig, als zuzusehen, wie der Regen fällt.

Die Erinnerung an den blauen Puma blieb lange Zeit lebendig und brachte die kokakauenden Cholos noch oft zum Lachen. Vom Regen umrauscht, ließ man jene spannungsvollen Nächte noch viele Male aufleben, bis der Gegenstand erschöpft war.

In der letzten Zeit haben wir keine andere Sorge gehabt als die Überfahrt über den Strom und die Bekämpfung des Unkrauts. Seit aber Don Matías von seiner Reise nach Bambamarca zurück ist, wo er Salz geholt hat, ist es anders geworden. Er hat die Nachricht mitgebracht, daß uns möglicherweise ein Bergsturz droht. Kaum hatte der landeskundige Alte, der auf allen Gebieten Bescheid weiß und eine Gefahr meilenweit vorausahnt, seinem Esel das Säckchen voll Salz abgenommen, so sagte er: „Die Hänge in der Bergschlucht kommen mir verdächtig vor. Ich lasse mir den Kopf abhauen, wenn sie nicht eines Tages abstürzen.“ Angesichts der gesammelten Aufmerksamkeit seiner Zuhörer fügte er noch hinzu: „Die Hänge da sind allesamt locker, halb zerspalten und so lose wie Schaum . . .“

Ein Bergsturz ist furchtbar. Der Regen löst die Erde an den Hängen. Sie hat dann keinen Halt mehr und stürzt plötzlich auf weite Strecken in die Schluchten und Täler. Geschieht das während eines Sturmes, dann klingt das Getöse mit dem Donner ferner Gewitter zusammen. Nur die Hunde können eines vom andern unterscheiden. In der Gegend von Ciónera wurde vor ein paar Jahren ein Hirt mit seiner Herde unter einer dicken Stein- und Schlammschicht im Grunde einer Talsenke verschüttet. Die Felsen, die Calemar umgeben, werden nie einstürzen. Gefahr droht nur weiter oben, von der Bergschlucht aus; der durch dauerndes Unwetter hoch angeschwollene Bach reißt die Schlammlawine ins Tal hinab.



St. GOTTMANN



Als Don Matías diese Gefahr angekündigt hatte, klagte er: „Schade, daß mein guter Chusquito sterben mußte, weil er erfahren wollte, wie Grillen schmecken! Der Wollkopf hätte uns mit seinem Gebell gewarnt, sobald er den Bergsturz gehört hätte.“

Später haben andere Hunde gebellt. Diese Dorfköter mit ihren wäßrigen Augen und verfilzten Haaren halten sich immer in der Nähe ihres Herrn auf und sind ganz Auge und Ohr, um ihm jede Gefahr zu melden. Sobald etwas Außergewöhnliches geschieht, geraten sie in Erregung.

So hat der Alte gesprochen. Von da an wird jedes durch Sturm und weite Entfernung gedämpfte Getöse, das obendrein nur durch die treuen Hunde gedeutet werden kann, von einer Angstvorstellung begleitet, die wie ein Erschauern vor Kampf und Tod durch unsere Seele zieht.

Ganz anders ist die Regenzeit auf dem Strom. Die Ruder in der Hand, am Rande des Fährfloßes stehend, das unsere Kraft kennt, dicht über dem Wasser, das unsern Kampfeswillen erfahren hat, denn es ist so alt wie der Fluß selbst, lachen wir über das Leben, denn wir vermögen auch über den Tod zu lachen. Doch gegen einen Bergsturz gibt es keine Hilfe. Wer kann einen rutschenden Hügel mit ein paar Balken und Schaufeln aufhalten, selbst wenn diese von kräftigen Talmännern gehandhabt werden, die sich nicht so leicht ergeben! Trotz alledem – es wird gekämpft!

An einem Morgen – er ist wie jeder andere nach einer Gewitternacht – unterhält sich der alte Matías mit seiner Frau. Er spricht davon, daß das Salz jetzt teurer geworden sei, denn der Regen während des Transports und die Winterfeuchtigkeit im Laden hätten viel aufgelöst. Aber die Yucas würden eine gute Ernte geben, und die Zimtbäume seien immer seltener geworden, denn man lege sie rücksichtslos um.

Der Regen läßt wenig nach, fällt aber doch mit etwas abgeschwächter Heftigkeit und hängt an den Bäumen einen dünnen Tropfenvorhang in den Wind. Der lärmende Bergbach teilt seine Wassermenge vor den Felsen am Ende der Schlucht; der Marañón, der inzwischen noch weiter gestiegen ist, empfängt sie, als ob er es nicht gewahr würde, daß sie ihn verstärkt. Alle Wasserrinnen sind gefüllt. Die Bäume und Sträucher am Ufer erzittern unter der Wucht der Strömung. Sie fühlen, daß ihre Wurzeln in dem Boden, der immer nasser und schlüpfriger wird, ihren Halt verlieren.

„Was mag aus Don Osvaldo geworden sein?“ fragt die alte Melcha, als das Rauschen des Baches immer lauter wird – ein Beweis, daß es in den Bergen heftig regnet.

Wir haben oft an Don Osvaldo gedacht, von dem wir seit seiner Abreise nichts wieder gehört haben. Der Alte hat so seine Vermutungen: „Er wird wohl da oben irgendwo in einem Hause stecken. In Bambamarca hat man mir erzählt, daß er Erze sucht und daß sein Rappe in einen Abgrund gestürzt ist.“

Doña Melcha bringt dem Alten eine Schale voll Frühstückssuppe. Dann will sich Don Matías, wie alle Tage, vor die Haustür setzen, Koka kauen und einen Strick drehen oder mit einem Vorübergehenden plaudern. Da dringt ein mächtiges dumpfes Geräusch aus ziemlicher Nähe an sein Ohr. Es klingt, wie wenn man auf das nasse Fell einer Trommel schlägt.

Das lang anhaltende Getöse veranlaßt Don Matías, aufzustehen und instinktiv nach den Felsen hinüberzusehen. Sie zeigen wie immer die regungslose Festigkeit ihres Gesteins. Der Alte begreift, daß jetzt eingetreten ist, was er vorausgesagt hat. Er eilt davon, kommt an meiner Hütte vorbei, läuft zu andern hinüber und ruft: „Bergsturz in der Schlucht! Buschmesser und Äxte!“

Die Dörfler geben den Befehl weiter.

Im ganzen Tal hallt es: „Buschmesser!“ „Äxte!“ „Bergsturz!“ „Auf nach der Schlucht!“ „Schnell!“ Mit den Werkzeugen rennen die Männer im Regen auf schlammigen Pfaden nach der Bergschlucht. Unterwegs streifen sie an Bäume und Sträucher, die ganze Wassergüsse über sie ausschütten. An beiden Ufern des Baches sammeln sich rasch zahlreiche Helfer. Der alte Don Matías bestimmt: „Bäume niederlegen!“

Man beginnt an der Stelle, wo der Bach hinter einer Felswand in das Tal eintritt. Krachende Hiebe von Äxten und Buschmessern zerschmettern den Fuß der Bäume. Weiße Splitter fliegen durch die Luft. Die Bäume stöhnen und stürzen. Stämme und Äste der Zimtbäume, Paltos, ja sogar Zedern häufen sich in einiger Entfernung an beiden Ufern auf.

Das Wasser des Baches strömt jetzt etwas schwächer, zweifellos, weil es sich vor dem Bergsturz gestaut hat. Aber plötzlich hat es den Anschein, als komme ein ganzer Berg im Bachbett auf uns zu. Das Wasser rückt in trüben, öligen Wogen an, immer tiefer, immer gefährlicher, denn es bringt Schlamm, große Steine und Geröll mit. Das ganze Bett ist voll davon.

Das wildbewegte, ockergelbe Ungetüm wälzt sich uns entgegen. Wir haben den Eindruck, daß alle Bäume im Tal nicht genügen würden, es aufzuhalten. Schon oben, wo es anfängt, drängt es nach unserer Seite hinüber; denn das Bachbett ist längst gefüllt. Die Stein- und Schlammsschicht wird immer breiter und überschwemmt den Wall, den wir ihr mit den Bäumen entgegensetzen wollten.

Nun breitet sich die Flut immer weiter aus und strömt über die Ländereien im Tal. Sie rüttelt an den großen Bäumen und beugt und entwurzelt die Sträucher und Kräuter. Auch in der Mitte füllt der Erdrutsch das ganze Bachbett, quillt darüber hinweg und bedeckt die Felder. Silverio Cruz, seine Frau und sein kleiner Sohn eilen

nach ihrer Hütte, holen hastig Decken, Töpfe und Werkzeuge heraus und legen sie auf eine Bodenerhebung. Die Lawine ist schon da! Sie reißt die Schilfwände und das Pfostengerüst, von dem das Haus getragen wird, auseinander. Dann schwebt das Dach noch einen Augenblick an der Oberfläche, ehe es im Schlamm versinkt. Die Flut wird immer breiter. Zäune und Hecken werden überspült. Die Pflanzungen verschwinden. Übrig bleiben nur die großen Bäume. Sie sehen so aus, als ob sie schon immer ganz winzig gewesen wären. Jetzt ist die Zeit der Pflaumenreife; zu Tausenden treiben die roten Früchte in dem schlammigen Wasser, durch das sich einige Schlangen winden.

Auf unserer Seite und weiter unten – das andere Ufer des Baches ist höher – breitet sich der gewaltige Erdrutsch schon bis an den Marañón aus, deckt das Grundstück Silverios zu und übersät es mit Steinen.

Der Cholo sagt kein Wort. Der Reihe nach sieht er seine Frau, seinen Jungen und uns andere an, als wollte er uns fragen, warum er das Unglück haben mußte, daß sein Garten und seine Hütte auf diese Weise vernichtet wurden. Aber seine Lippen bleiben stumm. Der Bergsturz hört auf, sich auszubreiten. Im Verlauf der nächsten Stunden gräbt sich der Bach wieder sein Bett und vereinigt seine Gewässer. Gegen Abend ist er ein Band, das sich mitten durch die Schlammwüste zieht. Morgen oder übermorgen wird er wieder ein tiefer Kanal sein. Der Regen wäscht den Schlamm aus, und nach ein paar Stunden können wir sehen, daß Silverios Feld in eine bläuliche Wüste aus Kies und Geröll verwandelt ist. Man wird es nicht mehr bestellen können; es ist unmöglich, das ganze Gestein beiseite zu schaffen.

Der Cholo, seine Frau und der Kleine sind in dem Hause Jacinto Huamans untergekommen. Ruhiger Regen fällt. In der Ferne murr

der Strom; von den Feldern kommt der Schlammgeruch des Bergsturzes. Man unterhält sich, was nun werden soll.

Silverio erklärt: „Ich werde Flößer.“

Seine Frau fragt nach dem Hause.

„Ich baue es auf einem Grundstück auf, das noch niemand gehört und oberhalb der Bewässerung liegt.“

Wie ein heiteres, vertrauensvolles Lied klingt das wilde Brausen des Stromes Silverio ins Ohr. Und wieder versichert er: „Ich werde Flößer und nichts anderes.“



Das einsame Floß

Laß mich hinüber Strom! Das kraftvoll beharrliche Plätschern der Ruder erinnert uns an das Lied. „Ich muß hinüber, Strom!“ Die aufgestreiften Ärmel lassen die starken, gebräunten Unterarme sehen. Die Ruder tauchen rauschend ein und treiben das Floß vorwärts. Es schaukelt über dunklen Wogenköpfen und weicht tückischen Baumstämmen aus, die sich unter dem Wasser verbergen und kaum einen Ast herausstecken. Es überwindet Stromschnellen und gleitet zitternd und krachend über versteckte Felsen hinweg. Nur vorwärts! „Laß mich hinüber, Strom!“ Der elastische Rumpf neigt sich ein wenig über das Wasser. Die kupferbraunen Gesichter spannen sich

in Entschlossenheit. Über sie hinweg hängen, sonnenglänzend oder regennaß, Strähnen glatter, schwarzer Haare. „Laß mich hinüber, Strom!“

Die wie zum Gebet gebeugten Knie der Flößer stützen sich auf die Lücken zwischen den Stämmen. Die Stämme sind schwer, denn sie haben sich bei dem beständigen Hin und Her mit Wasser vollgesogen. Die Fremden in der Mitte der Fähre sehen ängstlich auf den angeschwollenen, wilden, gierigen Strom und scheinen von einem einzigen Willen beseelt: „Laß mich hinüber, Strom!“

Das ist immer so.

Eines Nachmittags haben wir einen Gendarmen, der nach Cajamarquilla wollte, einen Händler aus Celendín und zwei Indios übersetzt. Als wir wieder an unserem Ufer sind, triefen wir vor Nässe; es hatte zu regnen begonnen, als wir noch drüben waren, um sie zu holen. Die Fahrgäste wollen so bald wie möglich in ihre Herberge kommen, wir aber müssen die Fähre erst an Land ziehen.

Wir lassen sie die Balken hinaufgleiten. Bald ist sie ziemlich weit entfernt vom Fluß und wird für alle Fälle an einem Baum festgemacht. Und nun wollen auch wir gehen – da sehen wir weit draußen im Strom ein Floß. Es treibt nicht auf das Ufer zu, sondern schwimmt mit der Strömung abwärts. Es ist leer.

Ein einsames Floß, das wer weiß woher kommt und wer weiß wohin treibt! Vielleicht drängt es der Strom noch weiter ans Ufer, schlägt es an die großen Steine oder an die Felskanten, die dort emporragen, lockert es dann und reißt es in Stücke. Vielleicht begegnet es irgendwo einigen Fährleuten, die gerade den Fluß kreuzen und es auffangen. Es kann auch sein, daß es im günstigsten Augenblick ein guter Schwimmer sieht, der dann ins Wasser springt und es einholt. Jetzt ist es auf gleicher Höhe mit uns. Darauf zuzuschwimmen wäre zwecklos.

Auf dem schwankenden Floß ist kein einziger Gegenstand zu erblicken. Wir sehen schärfer hin, kommen aber immer wieder zu dem gleichen Ergebnis. Kein Poncho, keine Reisetasche, nichts gibt Kunde von einem Menschen. Das Fahrzeug scheint sehr weit herzukommen und ist auf der Reise ganz naß geworden, die Ruder sind dunkelbraun.

Was ist mit ihm geschehen? Vielleicht wurde es durch den rasch steigenden Strom von seinem Lagerplatz weggerissen. Oder es wurde von einer Schwimmenden Insel erfaßt, und die Mannschaft mußte ins Wasser springen und in dem Gewirr von Baumstämmen und Gestrüpp um ihr Leben schwimmen. Dann hat sie sich je nach Geschicklichkeit, Glück oder Unglück gerettet oder ist untergegangen. Vielleicht ist das Floß unterwegs gegen einen Felsen gerannt oder ist zwischen die Riffe oder in einen Strudel gekommen und hat so seine Flößer verloren.

Sich wiegend fährt es weiter und entfernt sich immer mehr. Nun verschwindet es. Bei der riesigen Ausdehnung des Flusses sieht es ganz klein aus. Schließlich verschmilzt es mit dem Dunkel der Dämmerung und den trüben Wellen, und vor unsern Augen bleibt nur ein verschwommener Punkt zurück.

Zu Hause erzählen wir davon. Das Essen schmeckt uns heute bitter, und das ganze Leben wird uns zu einem Totengebet, mit dem wir das ausdrücken, wofür uns die Worte fehlen.

Nur wir Talmänner vom Marañón kennen und begreifen die harte, düstere Botschaft einiger zusammengebundener Baumstämme, die stromabwärts gleiten, die Botschaft eines einsamen Floßes.

Don Osvaldo kehrt zurück

Wie um uns zu beweisen, daß er noch lebe, kam Don Osvaldo Martínez de Calderón eines Nachmittags ins Tal zurück. Er ritt einen wollig behaarten Apfelschimmel, dem er vergebens die Sporen einsetzte, um ihn zu einem flotten Trab zu zwingen. Der Gaul ließ den Kopf hängen, und der Reiter beugte den seinen auf den Pferdehals hinab. Schritt für Schritt kam der Gaul ruhig um die Krümmung des Bergpfades, durchmaß den Talweg und hielt vor dem Hause des alten Matías an. Der Küstenmann trug jetzt ein einfaches Tuch um den Hals. Seine Kleidung war zerrissen, und seine Stiefel hingen in Fetzen längs der Steigbügelriemen herab. Nur der Revolver blitzte noch wie früher, aber aus einem dunklen, verschrumpelten Futteral. Hände und Gesicht waren vor Kälte und Wind zerschunden.

„Kommen Sie, Don Osvaldo, kommen Sie!“

Der Reiter stieg langsam vom Pferde, während Arturo das Tier hielt und dem Gast die Zügel abnahm. Als er den Sattelgurt lockerte, seufzte der Gaul tief auf und schüttelte den behaarten Leib, dessen Kruppe eine große Brandmarke verunzierte.

„Der Apfelschimmel gehört Don Juan“, sagte Arturo, als er die Riesenbuchstaben J. P. erblickte, die man dem Pferde zweifellos eingebrannt hatte, als es noch ganz jung war.

„Ja, freilich“, antwortete Don Osvaldo, der sich bereits auf dem Rande des Vorbaus niedergelassen hatte. „Er hat ihn mir geliehen. Glücklicherweise ist er ein guter Mensch. Er hat mir jede Erleichterung verschafft. Sonst läge ich längst auf der Nase . . .“



„Und Ihr Rappe? Er soll verunglückt sein.“

„Das ist eine lange Geschichte. Ja, er ist in einen eurer verwünschten Abgründe gestürzt.“

„Dann haben Sie wohl einen ganzen Sack Neuigkeiten mitgebracht?“ fragte der alte Matías und zwinkerte mit den Augen.

„Na, ich denke doch. Eine solche Reise unternimmt man nicht, ohne etwas zu erleben. Und wie geht es hier?“

„Auch wir haben viel durchgemacht. Unter anderem ist Roge aus Shicún nicht wieder zurückgekommen.“

Der Ingenieur runzelte fragend die Stirn.

„Ja, das Wasser hat ihn verschlungen.“

Die Sonne ist hinter den Felsen verschwunden. Die Dunkelheit wächst aus der Bergschlucht heraus und breitet sich unter den Bäumen aus. Die Vögel suchen ihre Nester auf. Alles sinkt in die sanfte Mattigkeit, die immer während der Dämmerung über das Tal des Marañón kommt. Auf dem schmalen Wege vor dem Hause trippelt eine Ziegenherde vorüber. Zwei Böcke bleiben stehen, um eine Weile

hartnäckig und verbissen miteinander zu kämpfen. Hormecinda wirft mit Steinen nach den Tieren, die in die Pflanzungen eindringen wollen. Meckernd zieht die Herde weiter. Die Ziegen springen hoch, um an den Zweigen der Bäume zu knabbern. Endlich verschwinden sie in der Richtung auf ihren Pferch.

Don Osvaldo hat dem Mädchen aufmerksam und beharrlich nachgesehen. Recht hat er. Fünfzehn Jahre alt ist Hormecinda und von schlankem, kräftigem Wuchs. Die Hüften wiegen sich in einem Schwunge, den der weite wollene Rock nicht verbergen kann, und unter der Kattunbluse hebt und senkt sich die Brust in sehnsüchtigen Atemstößen. Ihr heiteres Gesicht ist mattbraun, ihre Augen sind schwarz wie die Nacht, mit zwei glänzenden Pünktchen darin.

„Wer ist das Mädchen?“

„Hormecinda, die Nichte Doña Marianas.“

„Das sagt mir nichts. Wo hütet sie ihre Ziegen?“

Der Alte lächelt. „Na, auf dem Kamp. Wo denn sonst?“

Don Osvaldo erwidert ernst: „Ich frage, weil hier herum nicht viel Futter wächst. Auf den Gramalote-Weiden, bei den Pferden und Eseln habe ich sie nicht gesehen.“

Arturo merkt, daß sich der Ingenieur harmlos stellt, und macht sich lustig: „Wissen Sie nicht, daß Ziegen auch blanke Steine fressen?“

Lucinda erwartet in diesen Tagen ein Kind. Darum geht Arturo heute zeitig nach seiner Hütte zurück, in der Doña Melcha gewisse Kräuter verbrennt. Bis zu uns dringt der eigen duftende Rauch. Der Alte hat inzwischen gekocht und trägt das Essen auf. Er ist stolz darauf, alles richtig zu machen, „ein Mann muß sich auf alles verstehen.“ Er fragt: „Nun, Don Osvaldo, was haben Sie so lange da oben getrieben? Sie waren ja fast ein ganzes Jahr fort!“

Der Ingenieur verzehrt mit gutem Appetit, was ihm vorgesetzt wird. Er schluckt einen großen Bissen hinunter und erwidert: „Ich

weiß es selbst nicht. Erst wollte ich einen bis zwei Monate wegbleiben. Dann habe ich mich immer länger aufgehalten, bis ... Na, das sehen Sie ja! Wie lange bin ich schon in dieser Gegend! Ich begreife es nicht!“

„Ja. Wir haben uns gefragt: Was wird nur mit ihm geschehen sein, daß er nicht wiederkommt? Vielleicht ist er tot.“

„Sie haben recht. Da oben ist das Leben gefährlich. Wie ist es euch ergangen?“

„Wie immer. In der trockenen Zeit ist Røge . . ., aber das habe ich Ihnen schon erzählt. Dann ist nicht viel vorgefallen. Aber im Winter! Lieber Herr Jesus Christus! Was sagen Sie dazu, daß wir einen blauen Puma gesehen haben? Der Cholo Encarna hatte die Sache aufgebracht. Dann sagte auch Arturo, er hätte ihn gesehen, und schließlich sahen ihn alle: blau, blau . . .“

Der Alte erzählt die Geschichte. Dann lachen wir.

Der Ingenieur bemerkt: „Klar! In dem Feuerschein der Schüsse war natürlich alles blau um Arturo.“

Die Unterhaltung springt von einem Gegenstand zum andern. Der Alte läßt kein wichtiges Ereignis aus; daran schließen sich vielfach Erklärungen und Vermutungen. Die Nächte am Marañón mit ihrer heißen Leere laden zum Plaudern ein, bis der Schlaf kommt. Überdies ist es ein Genuß, die früheren Erlebnisse wieder aufzufrischen, sich schwerer Mühe und Arbeit zu erinnern und der gewohnten Schau der Tage neue Lichter aufzusetzen.

Nach dem Essen können wir nicht länger in der Hütte bleiben. Eine Wolke Mücken summt um uns herum; sie wollen ihre glühenden Stacheln in uns versenken. Rauch genügt nicht, den Angriff abzuwehren. Don Osvaldo kann das Fieber bekommen! Er hat kein Moskitonetz mehr; es ist mit dem Rappen in den Abgrund gerollt. Nun schlägt er dauernd um sich und zerquetscht die Moskitos. Schlafen kann er

nicht; denn das hartnäckige Summen raubt selbst den Einheimischen den Schlummer. Unter dem Netz stört einen das weinerliche Singen der Mücken nicht; aber wenn man keins hat, belästigt es einen bis zur Verzweiflung.

„Wir wollen an den Fluß gehen“, rät Don Matías.

„An den Fluß?“ fragt Don Osvaldo.

„Ja. Am Ufer weht sie der Wind weg.“

Jeder nimmt sich einen Poncho und eine Decke. Während wir, von dem ununterbrochenen Summen verfolgt, nach dem Strom unterwegs sind, erklärt der Alte dem Ingenieur: „Jetzt ist die eigentliche Mückenzeit. In den Wasserlachen, die die nasse Jahreszeit zurückgelassen hat, wächst das Zeug haufenweise. Man kann sich davon gar keine Vorstellung machen! Aber nach ein paar Tagen müssen alle Mücken, die es hier herum gibt, sterben; die Wasserlachen trocknen aus. Dann bleiben nur noch die paar übrig, die immer hier sind – damit man nicht sagen kann, hier wären überhaupt keine Mücken...“

Wir lassen uns im Ufersand nieder. Seine Wärme dringt durch unsere Decken; den ganzen Tag hat die Sonne sengend herabgebrannt. Von oben scheint aus Wattewölkchen der abnehmende Mond herunter. Leise flüstert der Strom. Sein Rauschen lädt zum Schlummer ein. Eine frische Brise mildert die Hitze und plaudert verstohlen mit den Zweigen der Bäume.

Wir kauen Koka. Als der Ingenieur das Klappern unserer Checos hört, bittet er: „Geben Sie mir auch Koka!“

„Haben Sie es gelernt?“

„Natürlich! Wenn ich keine gehabt hätte, wäre ich auf dem Gipfel des Campana umgekommen.“

Wir holen unsere Beutel hervor. Er nimmt aus jeder etwas Koka und füllt sich den Mund. Nachdem er den Bissen mit einigen

Drehungen eingespeichelt hat, schiebt er ihn in eine Backe. Jetzt benutzt er auch unsere Checos und die Drähte daran und spricht ganz nach unserer Art. Bei seinen Worten hört man, daß er Koka im Munde hat.

„Ei, Don Oshva“, sagt der alte Matías begeistert, „wer Koka kauen lernt, bleibt hier. Koka macht einen zum Menschen dieser Täler und Höhen . . .“

Er weist nach den himmelanstrebenden Felswänden hinüber. Der Mond läßt sie als riesenhafte, dunkle Blöcke erscheinen. Der Fluß unter ihnen, der an uns vorüberzieht, sieht aus wie eine silberne Straße. Die Steine nehmen zuweilen Menschengestalt an.

„Wer weiß! Anfangs ist es mir schwergefallen, aber jetzt gewöhne ich mich daran.“

Wir sind recht zufrieden damit, daß der Fremde wie ein echter Talmann Koka kaut; damit rückt er uns näher und erscheint uns geeignet, mit unsrer wilden Natur zu kämpfen. Nach einer Weile wälzt er sich hin und her. Ihn packt eine Erregung, die ihm selbst unerklärlich ist. Das ist die Wirkung der Koka auf Neulinge. Er redet unaufhörlich und sieht erstaunt auf den Strom hinaus. Unter der Wirkung des „weißen Blattes“ erscheint ihm unser Tal anders als sonst.

„Der Fluß! Ja, der Fluß!“ ruft er aus.

Bei ungewissem Mondlicht rauscht der Marañón mit flachen Wellen dahin. Blanker Schaum säumt das Ufer wie Spitzengewebe. Der Ingenieur blickt nach dem Tal und seinen dichten, rauschenden Bäumen. Das Säuseln der Blätter wird vom Liede der Pfefferfresser begleitet. In der Ferne beginnt ein Uhu zu rufen; andere folgen und füllen das Tal mit klagendem Geheul.

„Der Fluß, ja, der Fluß!“ wiederholt der Ingenieur. „Das hatte ich mir nicht gedacht! Er ist riesenstark und beharrlich und hat alles

hier geschaffen, nicht wahr? Mit seinem wütenden Brüllen, das selbst die furchtbaren Massen der Berge erschreckt, hat er diese Täler gebildet. Er hat Gipfel abgesägt und Stromengen eröffnet. Wie viel Jahrhunderte hat er an beiden Ufern gespielt, bis er sich ein Bett grub und Täler liegenließ, um da zu fließen, wo es ihm beliebte, und andere Täler vielleicht sogar mit seinem Geröll auszufüllen! Wenn dort oben nicht die Wand wäre, würdet ihr dann überhaupt noch hier sein? Ich glaube, daß er eines Tages auch sie verschlingen wird oder daß eine gewaltige Flut dem Felsen seine Höhe nimmt. Dann wird Calemar in einen Steinstrand verwandelt werden. Im Laufe der Zeit werden dann hier Bäume wachsen, und hier wird ein Strand sein, wie es viele andere gibt, ohne eine Spur von Pflanzungen und Menschen . . .“

Auch wir glauben, daß es so kommen kann. Ja, das und noch viel mehr vermag der Fluß. Aber der Kampf zwischen Wasser und Stein entscheidet sich nicht in kurzen Zeiträumen, und der Fels da unten, zu dem der Berghang hinführt, ist ebenfalls stark. Der Kampf kann eine Ewigkeit dauern.

Der Ingenieur kaut geräuschvoll und fährt fort: „Das alles ist furchtbar! Ich habe viel erlebt und habe überall Untersuchungen angestellt. Gesellschaften muß man gründen, große Gesellschaften, um diese wilde Natur zu zähmen. Hier ist alles vorhanden, und doch fehlt es an allem. Ich habe alles genau geprüft. Das Tal des Huayabamba, durch seinen Reichtum berühmt, braucht eine Eisenbahn oder eine Landstraße. Sie müßte sich in dieser Steinhölle hinziehen und würde eine Unmenge Geld kosten. Stellen Sie sich vor: Auch dort oben kommt Erz vor! Wie bringt man die Maschinen hinauf? Was habe ich alles auf der Suche nach diesen Fundstellen erlebt! Was habe ich alles gesehen und gehört!“

„Erzählen Sie, Don Oshva!“ bittet der Alte.

„Also: Ich – hinauf auf die steilen Berge! Wenig zu essen, wenig Schlaf. Eines Tages stürzt mir mein Pferd ab. Ich habe kein Moskitonetz mehr. Die Kälte peinigt mich. Ein andermal ist der Himmel klar, aber mein Indio sagt: ‚Es wird regnen, Taita.‘ Ich lache ihn aus und ordne den Aufbruch an. Da wird der Himmel plötzlich schwarz, als wir mitten in den Bergen stecken. Ein wütender Sturm bricht los mit Blitz und Donner, hindert uns am Weiterkommen, der Regen durchnäßt uns bis auf die Haut. Es ist mir ein Rätsel, daß ich nicht umgekommen bin! Wieder einmal bin ich in Bambamarca und will abends ausgehen. ‚Nein, lieber Herr!‘ sagt der Indio Aristóbulo, der Kommissar. ‚Tun Sie es nicht! Heute ist die Nacht, in der die Verbrannte im ganzen Ort umherwandert und büßt.‘ Ich frage ihn, wie ein gebildeter Mann an so eine alberne Geschichte glauben könne. Aristóbulo hat nämlich studiert und ist ein kluger Kopf, er ist auch an der Küste gewesen und hat allerhand gesehen. Aber er läßt sich nicht davon abbringen. ‚Es ist so, Señor!‘ Übrigens, die ‚Verbrannte‘ ist eine Frau, die auf den Scheiterhaufen steigen mußte.“

„Ja, wir wissen Bescheid“, antworten wir beide.

Aber auf dem Ingenieur lastet die Erinnerung. Die Pfefferfresser singen ihr trauriges Lied. Don Osvaldo fühlt sich unbehaglich. Seine Hände bewegen sich, als ob sie einen Halt suchten. Endlich beginnt er wieder zu sprechen.

„In dem Ort also lebte ein Pfarrer, ein gewisser Ruiz. Er hatte eine Frau und einen Sohn, der nicht mehr ganz klein war. Eine andere, ein hübsches Indio-Mädchen, das den Ruf hatte, hexen zu können, ließ sich ebenfalls mit dem Pfarrer ein. Stellen Sie sich vor: ein Pfarrer!“

„Dort in der Gegend nehmen sich die Pfarrer alle ein Weib!“

„Ja, ich weiß. Es macht ihnen gar nichts aus. Eines Tages schlachtet das Indio-Mädchen ein Schwein. Der Sohn des Pfarrers kommt und verlangt Grieben von ihr. ‚Schenken Sie mir nur eine einzige!‘ bittet

er sie in der kläglichen Art, die diese Leute haben und die mir auf die Nerven fällt. Sie antwortet: „Ich habe keine!“ Aber der Junge läßt nicht locker. Endlich schenkt sie ihm ein paar. Er ißt sie, geht nach Hause, trinkt kaltes Wasser und füllt sich den Leib mit unreifen Früchten. Die Folge davon ist eine Kolik, an der er stirbt. Die Mutter redet unaufhörlich auf den Pfarrer ein und überzeugt ihn endlich. Am nächsten Sonntag sagt der Pfarrer den Leuten beim Gottesdienst, sie müßten die Hexe verbrennen; er hatte sie bereits durch den Kommissar festsetzen lassen. Die gesamte Bevölkerung läuft aufs Feld und holt Holz. Auf dem Marktplatz wird ein großer Scheiterhaufen errichtet. Selbst Frauen und Kinder strömen herbei. Das arme Indio-Weib ist verzweifelt, es weint und beschwört, daß es keine böse Absicht gehabt habe – umsonst, es wird geholt und mit Händen und Füßen auf den mächtigen Holzstoß gebunden. Feuer an alle vier Ecken – und schon züngeln die Flammen gefräßig auf die Unglückliche zu. Sie windet sich wie eine Schlange und jammert, man solle sie um Gottes willen losmachen. Statt dessen bewaffnen sich die Indios mit Knüppeln, um sie totzuschlagen, falls sie sich befreien und davonlaufen sollte. Rauch und Flammen ersticken und rösten sie. Das Stöhnen des Opfers verstummt, aber die Indios schleppen immer neues Holz heran. Sie sind von wilder Raserei erfaßt. Die Frau des Pfarrers treibt sie an. Sie läuft mit blassem Gesicht und wirren Haaren herum und verlangt schreiend, daß mit der Gefährtin des Teufels ein Ende gemacht werde. Der Pfarrer aber steht neben dem Scheiterhaufen und betet leise. Seine zitternden Hände können kaum den Rosenkranz halten.“ Der Ingenieur nimmt sich neue Koka und fährt fort: „Nach einer Stunde waren nur noch Aschenreste vorhanden. Seitdem ist mitten auf dem Marktplatz ein dürrer Fleck. Die verbrannte Tonerde hält jeden Pflanzenwuchs ab. Nicht der kleinste Grashalm sprießt aus dem

Boden. Es ist wie die Narbe eines Geschwürs. Ich habe es selbst gesehen.“

„Wir auch . . .“

„Wollen Sie glauben, daß ich an jenem Abend nicht ausging? Alles, was ich Ihnen erzählt habe, berichtete mir Aristóbulo, während sich draußen eine sehr dunkle Nacht unter heftigen Windstößen immer dichter um uns schloß. Ich trat zwei Schritt vors Haus und kehrte wieder um. Ich hatte einfach Angst. Um Mitternacht schreckte ich aus dem Schlaf auf und glaubte irgendwo im Ort Aufschreie und Wehklagen zu hören. Was mochte es sein? War es vielleicht das Heulen des Windes? Es klang wirklich wie das Jammern einer Frau . . .“

Der Wind kühlt unsere Schläfen. Der Sand ist nicht mehr so heiß wie vorher. Nun könnte man schlafen, aber die Angst schlägt ihre Pranken in unser Herz. Wir müssen noch eine Weile weiterreden, ehe wir Ruhe zum Einschlafen finden. Einstweilen geht uns noch die grausige Geschichte im Kopfe herum.

Der Alte sagt: „Don Oshva, wer weiß etwas Sicheres vom Büßen? Die armen Seelen leiden, wenn sie hin und her ziehen, und hoffen, daß die Menschen sie trösten. Aber uns jagt das nur Angst ein. Wenn wir von ihnen reden, sind sie um uns. Jetzt muß die ‚Hexe‘ bei uns sein! Fühlen Sie nicht, wie uns das ängstigt?“

Wirklich empfanden wir etwas wie eine unbestimmte Furcht. Uns umgab eine Art geheimnisvoller Atemhauch, etwas, das da war und doch nicht da war . . . Vielleicht sah es uns an und bat uns um etwas . . . Das Lied der Pfefferfresser wurde schreckenerregend.

Don Matías riet: „Wir müssen das Zeichen des heiligen Kreuzes in die Luft machen.“

Er teilte die Luft mit seiner runzligen Rechten. Schweigend streckte der Ingenieur seine schmale Hand aus und tat es ihm nach. Wir

sprachen kein Wort. Auch ich machte das Kreuzeszeichen. In tiefer Stille beteten die Bäume und der Fluß . . .

Langsam kam Ruhe über uns, wie ein lindes Bad.

„Also, Don Oshva, wollten Sie nicht das Erz ausbeuten?“ fragte der Alte. Seine Worte stimmten uns heiter.

„Wer weiß! Ich glaube, Maschinen in diese Berge zu bringen wird sehr schwierig sein. Man würde viel Geld dazu brauchen. Lieber will ich mich der Wäscherei in unserm Fluß widmen. Don Juan Plaza sagt, er sei sehr goldreich.“

„Oh, Don Oshva, wenn uns Gott beim Goldwaschen hilft, bringen wir so viel zusammen, wie wir nur wollen! Nicht nur am Ufer, sondern auch in den Wasserlachen, die es hier überall gibt.“

„Schön. Ich werde ein Stück am Fluß entlangwandern und meine Analysen machen. Dann gehe ich nach Lima und überrede die Geldleute. Man sollte ein Unternehmen zur vernünftigen Ausbeutung der Gegend gründen, eine Gesellschaft. Man könnte sie nennen . . . ja, wie denn? Zum Beispiel ‚Die Goldene Schlange‘. Was meinen Sie dazu?“

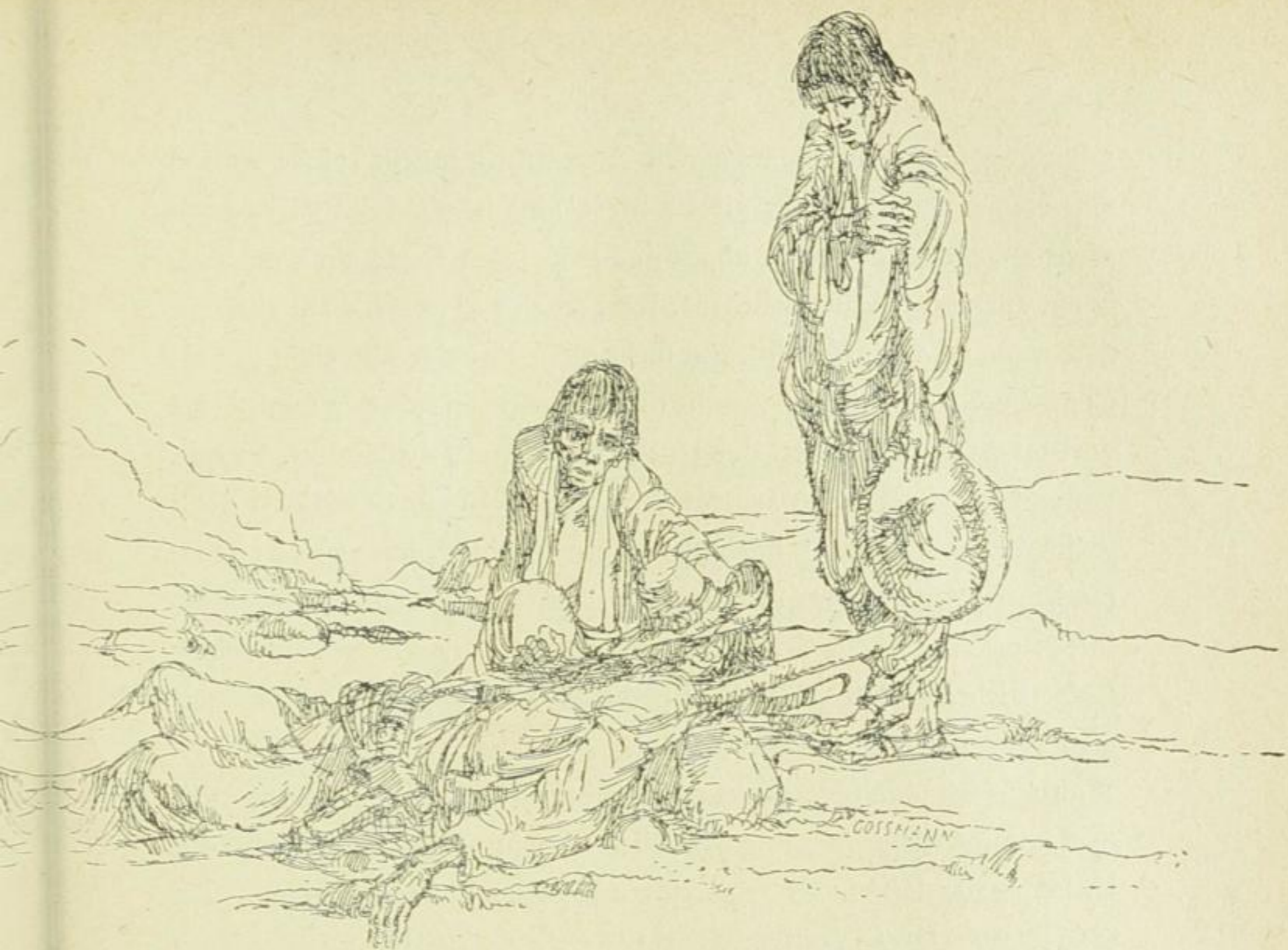
„Sehr gut, Don Oshva!“

Der Ingenieur erklärt: „‚Goldene Schlange‘, weil der Fluß, von oben gesehen, etwa vom Campana aus, einer großen Schlange gleicht. Und dann ist er so reich an Gold! Der Name paßt und lockt, nicht wahr? ‚Die Goldene Schlange‘! Die Gesellschaft müßte Maschinen und Bagger herbringen, dann könnte man tüchtig was schaffen! Und Sie würden durch den Verkauf Ihrer Erzeugnisse gut verdienen: Yucas, Plátanos und so weiter. Außerdem könnten Sie mitarbeiten. Wir würden viel, viel Geld einnehmen. Wie denken Sie darüber, Don Matías?“

„Ausgezeichnet, Don Oshva! Nur müßte man das Unternehmen gleich groß aufziehen!“

Der Ingenieur wiederholt: „Die Goldene Schlange . . . die Goldene Schlange.“

Der Mond ist verschwunden. Alles ist dunkel, und das Dunkel wird immer dichter. Der Fluß ist kaum noch zu sehen, die Bäume sind schwarze Flecke, in der Ferne wiehert ein Pferd, wohl der Apfelschimmel des Ingenieurs. Dann hört man nur noch das Rauschen des Stromes und der Blätter, begleitet vom heulenden Liede des Uhus. Unter dem Wehen des Windes schlafen wir ein. Wir merken noch, wie sich der Ingenieur unruhig im Finstern umherwirft. Vielleicht sieht er in seinen Händen funkelnden Goldstaub blitzen. Vielleicht träumt er von der Goldenen Schlange.



Die Goldene Schlange

Als wir in der Frühe erwachen, ist Don Osvaldo nicht mehr bei uns. Wo mag er sein? Die Decken liegen sorgsam zusammengefaltet da; das deutet darauf hin, daß er sich mit Bedacht entfernt hat. Wahrscheinlich geht er in der Morgenkühle spazieren. Ohne uns weitere Gedanken darüber zu machen, gehen wir an unsere Arbeit. Die Sonne steht schon hoch am Himmel, als ich den Ingenieur auf dem Pfade erblicke, der an der Umzäunung meines Landstückes vorüberführt. Don Osvaldo hat sich sehr verändert! Früher fiel er unter uns und in der Landschaft auf. Abgesehen von seiner neuen

Kleidung und seiner glänzenden Ausrüstung lag in seiner ganzen Art etwas, was ihn über alles andere hinaushob. Jetzt ist es nicht mehr so. Er ist auf alles abgestimmt. Er geht sogar ein wenig gebeugt und mit raschen Schritten. Jetzt scheint er unserm Tal vertraut geworden zu sein. Es lehnt ihn nicht mehr ab oder übersieht ihn als einen Fremden, sondern nimmt ihn auf, eint ihn mit der Landschaft und macht ihn zu einem der Unseren. Ich weiß nicht recht, was da vorgeht, aber selbst an seinem Bart bemerkt man das Blond nicht mehr. Gestern habe ich mich über diese Veränderung gefreut; heute macht sie mich ein wenig traurig. Ich habe den Eindruck, sein Schicksal zu erkennen, das Schicksal eines Mannes, der mitten auf einer Reise stirbt, weil er deren Ziel nicht genau kennt und viel von seinem Ausgangspunkt vergessen hat.

Während ich einen Fruchtstand Kochbananen abhaue, sieht er mich und kommt näher, um mir behilflich zu sein und mich nach meiner Hütte zu begleiten. Er setzt sich auf einen kleinen Schemel, der gerade zur Hand ist, und bejaht mit kurzen Worten meine Frage, ob er einen Spaziergang gemacht habe. Dann schweigt er und scheint ernsthaft nachzudenken, vermutlich über die neue Gesellschaft.

Stumm sieht er zu, wie ich den Fruchtstand neben andern, die schon reif geworden sind, in der Veranda aufhänge. Sein Gesicht ist blaß; er läßt die Arme müde herabhängen. Während er die Bananen verzehrt, die ich ihm angeboten habe, schweigt er noch immer. Dann bittet er mich um Wasser und trinkt mit langen Zügen aus einem neuen Poro, den ich ihm reiche.

Plötzlich springt er auf. „Auf Wiedersehen!“ sagt er und entfernt sich. „Wann gehen Sie nach den Waschstellen?“

„Vielleicht noch heute nachmittag.“

Aber er blieb den ganzen Tag und auch noch den nächsten im Hause des alten Matías. Eine ganze Woche lang sprach er von seinem

großen Unternehmen und machte Pläne. Nachts, so erzählte der Alte, erhob er sich von der Pritsche, auf der er in der Veranda schlief, und kam erst gegen Morgen wieder zurück. Nun aber scheint er aufbrechen zu wollen. Die Abreise ist endgültig für morgen angesagt. Er hat Pablo und Julián verpflichtet, ihn zu begleiten.

Es ist ein klarer, heiterer Morgen, als sich der Ingenieur anschickt, den Fluß zu erforschen. Die Sonne steht am unendlich blauen Himmel, der mit weißen Wölkchen gefleckt ist. Sie überflutet das ganze Tal mit hellem Glanz. Die Vögel singen. Ruhig rauscht der Fluß. Von der Erde steigt frischer Duft auf. Froh heben sich die Bäume zum Licht.

Der Ingenieur hat während des Frühstücks lebhaft und begeistert geplaudert. Die kraftvolle, leuchtende Fülle dieses Apriltages hat ihn angesteckt. Auch seine Begleiter sind gekommen und rüsten sich zum Abmarsch. Da kommt Hormecinda am Hause vorüber. Sie treibt ihre Ziegen in die Berge.

Jetzt trennt sie sich von der Herde, geht auf uns zu und grüßt, den Hut in der Hand, mit ihrer hellen Stimme. Dann zieht sie Don Osvaldo beiseite und reicht ihm ein Päckchen. Ihr braunes Gesicht wird dunkelrot; in ihren Augen zittern Tränen. Schüchtern sagt sie: „Etwas zu essen, Señor . . .“

Dann läuft sie mit kleinen, leichten Schritten hinter den Ziegen her und achtet darauf, daß sie nicht in die Pflanzungen eindringen. Don Osvaldo sieht ihr eine Weile nach. Als er sich wieder zu uns wendet, ist sein Gesicht sehr blaß. Er richtet ein einziges Wort an Pablo und Julián.

„Los!“ sagt er mit heiserer Stimme.

Sie nehmen ihre Tragtaschen auf und ziehen ab. Der Ingenieur steckt das Päckchen zu sich und geht dann beinahe gleichgültig an uns vorüber. Er nimmt nur kurzen Abschied.

„Auf Wiedersehen! Vielen Dank!“

Später haben die Cholos erzählt, daß Don Osvaldo in einer der ersten Nächte, als sie am Flußufer übernachteten, seine Gedanken nicht mehr bei sich behalten konnte.

„Man mag noch so hart sein“, sagte er, „es gibt gewisse Dinge, die einen rühren. Was meinen Sie, ob mich Hormecinda liebt?“

Sie haben die Frage bejaht; denn das Mädchen hat ihm ja sogar behilflich sein wollen. Der Ingenieur hat die ganze Nacht kein Auge zugetan.

Don Osvaldo war bei seiner Arbeit rasch und geschickt. Viele Tage lang hielt er sich weiter oben am Fluß auf, untersuchte den Ufersand und packte Proben davon ein. Das gesamte Flußbett lieferte gute Ausbeute. In den Stillwassern waren unglaubliche Mengen Gold. Der Segen hörte wahrscheinlich erst in Patáz auf, möglicherweise noch weiter oben.

Im Begriff, nach Calemar zurückzukehren, machten sie eines Nachmittags, als die Sonne wie geschmolzenes Metall glühte, an einer mit Bäumen bestandenen Uferstelle halt, um unter den Zweigen Schutz vor der Hitze zu suchen.

Alle sind zufrieden. Die Cholos haben ohne große Mühe ihre guten Soles verdient, der Ingenieur freut sich über die fertigen Proben und das ausgezeichnete Ergebnis. Er entfernt sich von den andern, verschwindet hinter einigen Sträuchern und kommt dann wieder zum Vorschein, wie ihn Gott geschaffen hat. Er springt in ein Stillwasser, taucht und schwimmt. Das kühle, klare Wasser ist eine Wohltat! Die Cholos, die unter den Bäumen sitzen, blicken zur Seite, um ihn nicht nackt zu sehen; er steigt aus dem Wasser und spottet laut über ihre Ziererei. Dann kleidet er sich rasch wieder an. Das Bad hat ihn erfrischt und beruhigt. Nun will er im Schatten rasten und

setzt sich unter einen dicken Feigenbaum, dessen wie Hände ausgebreitete große Blätter die Sonne abhalten.

Der Rauch seiner Zigarette ringelt sich in dem leuchtenden Tagesglanz empor, ehe er sich darin auflöst. Außer dem Schrillen der Zikaden dringt nur das eintönige Tack-Tack der Checos und das dumpfe Rauschen des trägen Flusses an seine Ohren. Im Schatten ist es feucht. Die Glieder lösen sich. Jetzt ist es schön, nachzudenken und Pläne zu machen.

Er wird nun nach Lima gehen und die Gesellschaft gründen. Die Summen, die heute noch in den Banken auf der faulen Haut liegen, wird er hervorholen und sie arbeiten und sich vermehren lassen. Die Erinnerung an ein Mädchen, mit dem er früher im „Country“ manchen Cocktail getrunken hat, erregt ihn in eigentümlicher Weise. Zarter und schöner als je steht sie vor ihm. Ihre Küsse, die nach Pfefferminz schmecken, und ihr Duft nach Coty-Parfüm werden ihn wundervoll erquicken nach der Koka und dem rauhen Ruch dieser Täler hier! Wie glatt sind ihre blutvollen Lippen unter den seinen, die von Wind und Sonne zerrissen sind, und wie erstaunt ihre blauen Augen, wenn er ihr von seiner Odyssee in den wilden Sierras berichtet! Er wird reich werden. Dann werden sie heiraten! Welche Wonne, ihren geschmeidigen Leib in den Armen zu halten, in einem hübschen Häuschen am Meer, in zivilisierter Umgebung! Ethel hat runde Brüste und biegsame Hüften. Sie wird sich ihm in voller, freiwilliger Hingabe schenken, nicht wie die Cholas hier, die man erst wie wilde Tiere bändigen muß und die immer irgendwie abweisend zu sein scheinen. Und Hormecinda? Man darf nicht sentimental sein! Sie wird mit einem Cholo aus dieser Gegend einig werden. Er wird sich in Calemar nicht lange aufhalten, sondern sofort nach Lima reisen, ohne sich auf Weiteres einzulassen. Tränen rühren einen ja immer ein wenig. Nein, er wird ihr keine

Gelegenheit geben, in seiner Gegenwart zu weinen. Ethel wird seine Frau. Dann werden Kinder kommen . . .

Aber erst muß die Gesellschaft gegründet werden! Die „Goldene Schlange“ muß Glück bringen! Er wird den jungen Männern aus Lima, die zu Hause bleiben und von der Regierung ein Ämtchen erbetteln, um sich ein Leben lang vor einem Schreibtisch und ihren Gönnern verbeugen zu müssen, ein gutes Beispiel geben. Er könnte es ebenso machen wie Juan Carlos, der dank guten Beziehungen von Lima aus eine überhaupt nicht vorhandene Landstraße in einer entfernten Provinz kontrolliert. Aber nein – niemals! Er will der Bannerträger eines neuen Kreuzzuges sein! Er will ein kraftvolles, männliches Leben führen, Bergsonnenglanz auf der Stirn, Goldglanz in den Händen! Die Goldene Schlange!

Dann aber erfaßt ihn nach all diesen schönen Plänen ein seltsames Unbehagen, dessen Ursache er nicht genau bestimmen kann. Er beginnt, sich mit seiner jetzigen Verfassung zu beschäftigen. Er hat sich vollkommen verändert. Sogar Koka kaut er und schläft gemeinsam mit Cholos. Er hat sich daran gewöhnt, alle Mühen mit seltener Kraft zu überwinden. Selbst an „Büßerinnen“ hat er glauben gelernt. Er ist kein Hauptstädter mehr. Aber ein Mann vom Marañón ist er ebensowenig. Neuer Zweifel verzehrt ihn. Soll er zurückkehren? Soll er bleiben? Alles, was ihn hier umgibt, ist voll von furchtbaren Überraschungen. Er selbst ist sich der Abgründe, die er mit Leib und Seele durchquert hat und vielleicht noch wird durchqueren müssen, überhaupt nicht recht bewußt. Er muß daran denken, daß hier in dieser Gegend ein Mensch nur wenig gilt. Leise, wie zu sich selbst, sagt er: „Hier ist die Natur das Schicksal.“

Die Sonne ist gesunken. Sie müssen weiter. Bis Calemar sind es nur noch vier Stunden. Der Ingenieur blickt hoch und ruft die Indios. „Hallo . . .!“ Mehr sagt er nicht, sondern springt auf. Er spürt einen

stechenden Schmerz am Halse. Er wendet den Kopf, als ihm etwas auf die Schulter schlägt, und erblickt eine dünne, behende, gelbe Schlange, die jetzt auf den Feigenbaum springt und sich rasch auf den Ästen entlangwindet. Wie ein goldenes Band blitzt sie auf den Blättern.

Don Osvaldo ruft aufgeregt noch einmal nach den Cholos. Sie laufen herbei.

„Eine Schlange . . . eine gelbe Schlange!“ sagt er. „Da ist sie!“ Seine Hand zittert, als er auf die Zweige weist. Die Cholos blicken hin, haben aber keine Neigung, sie zu verfolgen. Sie wissen, daß die Schlange schneller ist als sie.

„Die Intiwaraka, Señor!“

Der Ingenieur versinkt in stille Verzweiflung. Wenn sich ein Mensch jemals einsam und ohnmächtig fühlt, so ist es dann der Fall, wenn ihn zwischen diesen steilen Wänden der Marañónengen eine Giftschlange beißt. Woher soll hier Hilfe kommen? Andere Menschen nützen nichts. Das einzig Gewisse ist die Einsamkeit eines vergifteten, sterbenden Leibes. Bald breitet sich die Entzündung vom Halse nach der Schulter aus. Die Cholos wissen nicht, was sie tun sollen. Sie haben keine Zitronen, kein glühendes Eisen, kein glimmendes Holzschert. Vielleicht könnte man die Wunde ausschneiden, aber ihre Messer sind sehr stumpf.

„Ihr Messer, Señor!“

Der Ingenieur sucht mit zitternden Händen in allen Taschen und zieht es endlich hervor. Pablo nimmt es ihm ab und bezeichnet die Bißwunde mit zwei unbarmherzigen Kreuzschnitten. Es fließt reichlich Blut, als die derben Hände der Cholos fest zupacken, aber Don Osvaldo fühlt, daß ihm bereits die Füße erstarren. Bald spüren auch die Arme, die Beine, ja selbst der Brustkorb den heftigen, angstvollen Druck nicht mehr.

In seinem Inneren zerfrißt ihn Verzweiflung. Idiotisch ist es, auf diese Weise zugrunde zu gehen, einsam und unbekannt in einer elenden, wilden Umgebung! Elend, und mitten in goldenem Überfluß! Wie kann er sich retten? Er weiß nicht mehr, was er mit seinen matten Händen tun soll; die gestiefelten Füße tragen ihn nicht mehr. Zitternd wirft er sich auf den Boden. Kalter Schweiß fließt in dicken Tropfen über sein verzerrtes, blasses Gesicht. Schattengestalten huschen ihm vor den Augen vorüber. Die Cholos betrachten ihn wortlos. Pablo säubert die blutige, scharfe Klinge, Julián kaut Koka und schüttelt den Checo. Sie wissen, daß jede Hilfe zu spät kommt, und warten gleichmütig auf den Tod. Don Osvaldo ist jetzt leichenblaß, aber er atmet noch geräuschvoll, und seine Glieder zittern und zucken. Plötzlich wird er steif und starr. Sein Mund zieht sich zum letztenmal zusammen, seine Augen weiten sich, als wollten sie aus ihren Höhlen treten und in den dunkelnden Schatten etwas zu erkennen versuchen. Der Brustkorb hebt sich nicht mehr. Die Augen erlöschen.

„Tot?“

„Ja. Tot.“

Julián und Pablo haben ihn auf eine Bahre aus Ästen gelegt, mit grünen Zweigen zugedeckt und nach Calemar getragen. Der Leichnam war schwarz geworden. Nach der Totenfeier haben wir ihn am nächsten Tage begraben.



Florinda singt wieder

or meiner Hütte schwanken die Kokapflanzen im Winde. Die Sträucher schaukeln hin und her und weisen in mächtigem Wellenschlag die Vorder- und die Rückseite ihrer Blätter. Es ist ein beharrliches Spiel, dieser Wechsel von Bläßgrün und Dunkelgrün. Sieht man lange hin, dann kann es einen schwindlig machen. In solcher Betrachtung kauere ich auf einem Stein und spüre, wie mit starkem Duft der Abend kommt. Es riecht nach der Koka, die auf den Dörröfen der anderen Pflanzer trocknet. Jetzt ist die Zeit des Blättersammelns, aber ich habe mich noch nicht dazu entschließen können. Meine Hände zittern. Ich bin in großer Unruhe.

Vor mir und meinem Mißgeschick hebt und senkt sich mein Kokafeld, als ob es mir etwas sagen wollte. Die Früchte an den Sträuchern locken Ringeltauben an, die jetzt über die Pflanzung herfallen und die kleinen, roten Beeren aufpicken. Sie gurren dazu ein Liebeslied, das auch mein Herz singen möchte. Das wehmütige Lied kommt aus meiner Brust und zieht in sie ein. Es stammt von den Tauben und von mir. Aber es ist ein einziges Lied. Sonst war ich immer der erste beim Abblättern, Trocknen und Verpacken der Blätter, die ich dann auf meine Esel

lud und in den Nachbarorten verkaufte. Heute bin ich matt und willenlos. Wenn mich schon das ewige Schwanken der Sträucher benimmt und wenn ich das traurige Gurren der Tauben als mein eigenes empfinde – noch viel mehr verwirrt mich die Koka, die ich stumpfen Sinnes kaue. Sie schmeckt jetzt immer bitter.

So ist es seit einem guten oder bösen Tage.

Florinda ist lange Zeit traurig gewesen. Später hat sie wieder angefangen zu singen, und ich war es wohl, der ihr erstes Lied gehört hat.

Eines Morgens gehe ich nach dem Schilfwald, der stromaufwärts am Ufer unterhalb des Felsens wächst, wo das Tal beginnt. Ich will Röhren für Flöten schneiden. Da höre ich einen hellen Gesang; er breitet sich aus wie das Sonnenlicht. Er gefällt mir, und ich schleiche mich an, wie ein Hund zu seinem Herrn schleicht, und will sehen, wer so schön singt. Es ist Florinda, die Wäsche gewaschen und sich dann entkleidet hat, um zu baden. Von den sauberen Hemden, die sie über Schilfstauden gehängt hat, steigt ein feuchter Hauch auf.

Florinda ist eine menschengewordene Zeder. In den nahen Gärten schaukeln die vollen Bäume leise ihre Früchte. Florinda singt immer noch, und ich merke, daß sie nun ewig in meinem Herzen singt. Es ist ein Lied wie Stein mit lebendigem Wasser darüber, ein Stromlied. Der Marañón färbt seinen jungen Leib mit unermeßlichem Blau. Wind weht heran. Das Röhricht ist eine tausendstimmige Hirtenflöte. Florinda steht nackt inmitten der Landschaft, von der sie bewundernd umringt wird. Selbst die kantigen Felsen spähen nach ihr hinüber und richten sich hoch auf. Florindas Körper hat die Farbe von gebranntem Ton. Ihre Oberschenkel sind kräftig, ihr Leib wölbt sich sanft, und ihre Brust reckt sich unberührt und lebensvoll unter dem leuchtenden Lächeln ihrer starken Lippen. Die großen, braunen Augen mit dem bläulichen Schatten, den alle Frauen unserer Täler

haben, sehen versonnen auf die spielenden Hände hinab, die im klaren Wasser plätschern.

Ich habe mich dem Mädchen leise im Schilf genähert.

„Florinda!“ rufe ich mit einer Stimme, wie ich sie noch nie von mir gehört habe.

Sie erschrickt, eilt ans Ufer und schlüpft rasch in ihre Kleider. Ich weiß nicht, wie sie mich jetzt ansehen würde, mit dem Blick einer Taube, eines Pfefferfressers, einer Schlange? Wie ein Puma schleiche ich auf sie zu. Da ruft jemand: „Florinda!“

Ich renne durch das Schilf flußabwärts, springe beiseite und beginne wütend mit dem Buschmesser zu arbeiten. Bei jedem Hieb fallen Halme.

Florindas Vater, Don Pancho, kommt mit einem Bündel in der Hand. „Hier irgendwo muß das Mädchel sein . . .“

„Ich hörte da drüben Gesang.“

„Die Mutter schickt ihr das hier. Sie soll es mit waschen . . .“

„Sie wird in der Nähe sein.“

„Und was machst du hier?“ fragt der Alte. Ein flüchtiges Aufblitzen seiner argwöhnischen Augen zeigt an, daß er Verdacht hat.

„Ich schneide Schilf, um Flöten zu machen. In Bambamarca will man immer welche haben.“

„Aha! Gut!“

Pfeifend stolpert Don Pancho über die Wurzeln des Röhrichts davon. Seit diesem Tage bin ich zwar noch ich selbst, aber auch ein anderer. Ich fühle mich einsam in meiner Hütte. Ich kaue andauernd Koka. Sie schmeckt bitter. Ist Florinda damals wirklich erschrocken, oder war sie nur überrascht? Hat sie sich geärgert? Die Koka, die mich sonst immer tröstet, schenkt mir heute nur einen wilden Schmerz. Ängstvolles Zittern läuft mir durch Leib und Seele. Doña Mariana sagt, mich hätte sicherlich „ein schlechtes Lüftchen angeweht“, und

mit den Romeros und den andern Cholos kann ich mich nicht mehr so frei unterhalten wie früher. Ich bin allein mit mir selbst und nur für mich da, oder nicht einmal für mich. Für niemand!

Nachts jagt mir das Lied der Pfefferfresser Angst ein. Kündigt es wirklich den Tod an? Natürlich müssen wir alle sterben, aber nicht, weil die Pfefferfresser singen; denn sonst würde unser Tal längst ausgestorben sein. Nicht einmal diese Überlegung beruhigt mich. Wenn diese Vögel in der Dunkelheit ihr düsteres Lied beginnen, möchte ich nicht allein sein. Ich fühle, daß die Nacht gefährliche Pläne gegen mich schmiedet. Das sagt mir das Lied der Pfefferfresser. Nein, ich mag nicht allein sein!

Die Koka schmeckt bitter, immer noch schmeckt sie bitter. Der Schlaf will nicht kommen.

Zuweilen glaube ich, daß mir der Morgen mit seinem strahlenden Licht und seinem seligen Vogelsang meine Ruhe zurückgeben und daß dann die frühere Lebenslust in meinen Adern pulsen wird: die Freude am Leben, am Säen und Ernten, am Hin und Her über den Fluß, am Rauschen der Bäume und am unbeirrbar Dahinströmen der ewigen Gewässer. Aber die Koka schmeckt bitter. Die Koka lügt nicht. Etwas Schlimmes steht mir bevor.

Vielleicht aber auch nicht. Die weise Koka wird es wissen! Sicherlich zwingt sie mich, jeden Augenblick auf der Hut zu sein, das Leben sorgsam zu bespähen, Spuren zu verfolgen, die mir unbekannt sind. Das Kokablatt ist klug. Vielleicht wird es mir eines Tages etwas Gutes anzeigen. Dann werde ich meine volle Ruhe wiederfinden.

So wache ich, bis der Tag kommt – viele Tage lang! Ich denke an meine Koka, frage meine bittere Koka, bitte sie um ihren Rat und hoffe, daß sie meinen Mund wieder mit ihrer wunderbaren Süße erfüllt.



Eines Nachts will ich fortgehen, irgendwohin. Zu Florinda? Ja, die Koka rät mir, zu Florinda zu gehen. Ich habe das Mädchen oft beobachtet, aber sie hat sich niemals weit von ihrem Hause entfernt und war nie allein. Jetzt will ich zu ihr gehen und sie rauben. Mitten im Kamp soll sie mein werden – dann will ich sterben. Man wird sagen, Lucas Vilca sei wahnsinnig geworden.

Das tut nichts. Die Koka verbittert mich. Ich gehe. Koka – töte mich oder gib sie mir! Führe mich!

Draußen spähe ich nach allen Seiten. Ich sehe nichts als schwarze Nacht. Hoch oben, in großer Ferne, funkelt ein Stern. Ich gehe weiter und weiß nicht, wohin. Florinda! Florinda! Die Koka schmeckt bitter. Zweige schlagen mir ins Gesicht. Singe weiter, Pfefferfresser! Heute ist dein Lied nicht sinnlos. Hier ist das Röhricht; es klingt im Winde wie eine Hirtenflöte. Hier ist der Fluß. Und hier ist die Stelle. Hier war Florinda und verbarg sich vor meinen gierigen Augen. Dort war sie auch, in dem Wasser, dessen dunkle Wellen jetzt kaum zu sehen sind.

Warum sprichst du nicht zu mir, Koka?

Meine Zunge haftet lange an der feuchten, bitteren Kugel.

Versage sie mir nicht, du Blatt unserer Vorfahren! Verbittre mich nicht! Sprich süß zu mir, mit der Süße der Waben und reifen Früchte! Mein Vater hat mir einmal erzählt, daß du seinem Vater das Schicksal anzeigtest. Warum tust du es nicht auch mit mir, der ich dich von früh bis spät und vom Abend bis zum Morgen frage, ohne die Hoffnung zu verlieren? Oder hast du schon mit deiner Bitterkeit gesprochen, und ich mißachte hartnäckig dein Gebot? Dennoch kann ich dich nicht lassen . . .

So flehe ich am Fluß. So flehe ich lange Zeit.

Plötzlich erregt sich die Spitze meiner Zunge. Ich schmecke Honig und erschauere vor dieser Botschaft. Und was steigt dort aus dem Wasser, ruhig wie ein Standbild und doch leuchtend in Lebensglanz? Jetzt wird es größer und steht da, bis an die Mitte der Oberschenkel in den Wellen! Florinda! Sie ist es mit ihrer straffen Brust, ihrem frischen Mund, ihren großen, braunen, schattenumgebenen Augen! Ich eile auf sie zu. Sie merkt es nicht und spielt mit dem Wasser. Ich stürze und spüre, wie mir starke Kälte durch die Ohren ins Hirn dringt. Als ich mich wieder erhebe, ist Florinda verschwunden. Sie ist nicht mehr da! Der Fluß hat sie mir genommen. Der Fluß ist ein

tückischer Räuber. Florinda! Florinda! Aber die Angst ist aus meiner Seele geschwunden. Ruhig steige ich aus dem Strom. Meine Nerven sind beruhigt, das qualvolle Feuer in meinem Leibe ist erloschen.

Die Koka wurde süß, um mir Florinda zu zeigen, und durch den Fluß ist sie mir entführt worden. Und doch – die Koka hat sie mir geschenkt, ich kann ruhig sein. Die Koka hat mir Ruhe gegeben. Florinda wird eines Tages zu mir kommen und sich mir darbieten wie ein junges Fruchtfeld.

In meiner Hütte kaue ich weiter Koka und höre dem Liede der Pfefferfresser zu; es klingt, als ob es das Lied des Regens wäre. Mein Mund wird müde und will einschlafen. Süße Sanftheit dringt mir in Hirn und Herz, Blut und Glieder. Meine Koka ist süß geworden, also wird mir Gutes geschehen. Ich schlafe ein . . .

Ein Vogel weckt mich mit schriller Frage, als die Sonne schon lotrecht auf den kleinen Patio herabblickt. Der schwarzgelbe Vogel sitzt in der Hütte und pickt an einer Tragtasche herum, die an der Wand hängt.

„Scher dich weg, du . . .“

Der Vogel flüchtet ins Schilf und schwingt sich auf. Ich erhebe mich und stelle fest, daß es heute so ist wie alle Tage. Hier ist mein Haus und dort meine Pflanzung. Hier ist Calemar und dort der Fluß – wie alle Tage. So ist es immer gewesen, so wird es immer sein. Mein Schmerz ist geschwunden; ja, mir ist, als sei er nie gewesen. Meine Zunge schmeckt die gleiche Süße, die während der ganzen Nacht in der zerkaute Kugel steckte, jener Kugel, die weiß, was gut und böse ist.

Ich verlasse das Haus, um einen Blick auf meine Umzäunungen zu werfen. Das habe ich lange nicht getan! Heiter singen die Vögel. Hier muß ich die Umzäunung verstärken. Nachmittags, wenn die Sonne sinkt, beginne ich, Kokablätter zu sammeln. Sie sind noch

größer geworden und stehen noch dichter als sonst; das gibt eine gute Ernte! Und wie sind die Plátanos in den letzten Tagen gewachsen!

Plötzlich sehe ich Florinda auf dem Wege, der sich zwischen Sträuchern und Kräutern am Rande des Zaunes entlangzieht. Ich eile nach meiner Hütte zurück. Dort treffen wir uns. Ihre Hände spielen mit den glänzenden Zöpfen, die ihr auf der Brust liegen und sich mit ihr zugleich bewegen.

„Vater sagt, Sie haben Pfeffer . . .“

„Ja, natürlich, Flori . . .“

Sie beobachtet mich, wie ich den Pfeffersack, der in einer Ecke liegt, mitten in den Hüttenraum werfe. Ihre Augen verfolgen aufmerksam alle meine Bewegungen. Ich schnüre den Strick aus Patefasern, mit dem der Sack verschlossen ist, absichtlich sehr langsam auf. Sie hat sich damals am Flusse nicht geärgert, muß ich denken. Seit gestern abend schmeckt die Koka süß. Die Koka ermutigt mich. „Hör mal!“ sage ich und schmecke dabei das weiße Blatt. „Denkst du noch an Roge?“

„Ach ja – aber er ist ja gestorben.“

In dem geöffneten Sack kommt der gelbe Pfeffer zum Vorschein.

„Hier! Da hast du . . .“

Sie hält den Kattunrock auf und zeigt dabei die glatten Waden.

„Ich habe dich sehr lieb, glaub es mir!“

„Lügen Sie nicht, Don Lusha!“

„Lusha? Woher hast du das?“

Sie schenkt sich mir mit den Augen und dem Lächeln ihres Mundes.

„Es klingt hübscher als Lucas . . .“

„Du – wenn du mich liebhaben könntest!“

Sie läßt den Rock sinken und zittert. Ich umfasse ihre Hüften und drücke sie tief atmend an mich. Ihr Rücken biegt sich. Wir verlieren

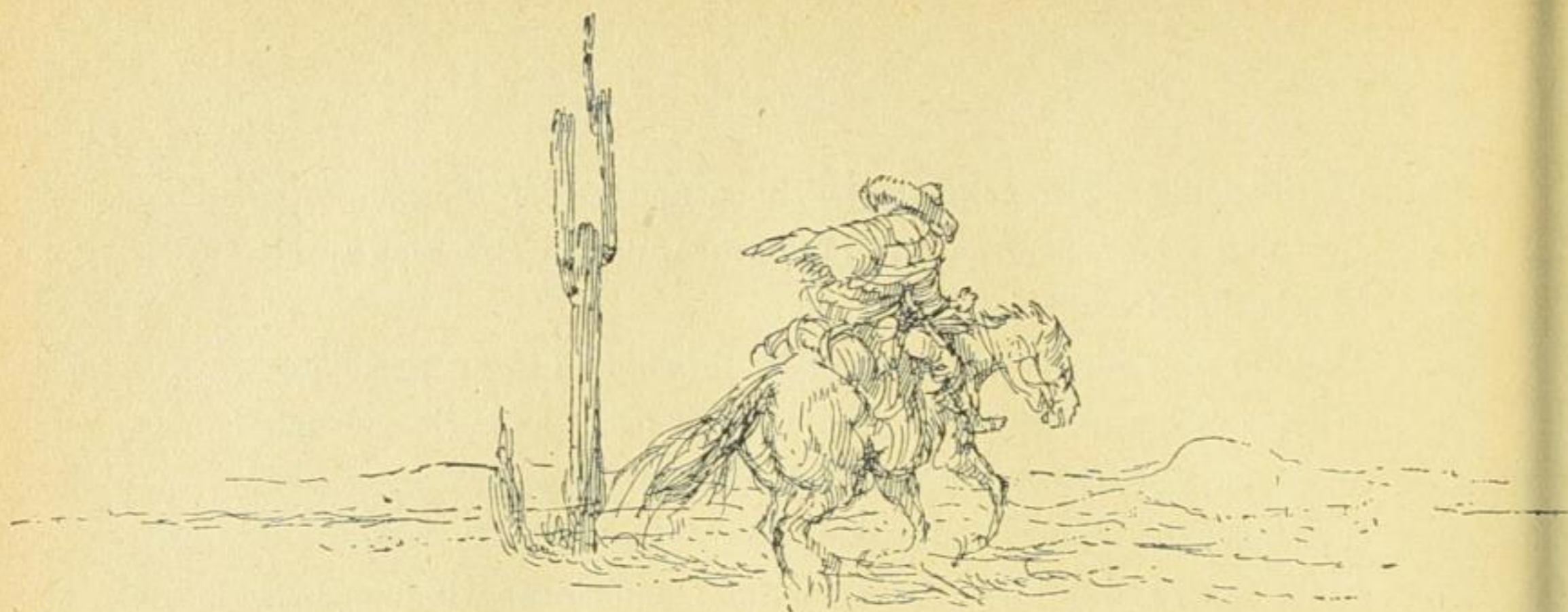
uns in dem Gewirr gespannter Sehnen und heißer Muskeln, von Lust und Klage, Seufzen und Hinsterben, dessen Ursprung so alt ist wie die Menschheit.

Dann erzählt mir Florinda – ich höre ihr zu, und meine Seele liegt in dem heiligen, weißen Blatt –, gestern nacht habe sie von mir geträumt. Wir seien beide am Fluß gewesen.

Sie nimmt den Pfeffer und geht.

Eines Tages sprach ich mit Don Pancho. Dann gingen wir zu meiner Hütte. So kam es, daß Florinda meine Frau wurde.

Die Koka hat sie mir geschenkt.



Der Verfolgte

Wie das Flußwasser rastet er nie. Er kommt und geht und durchmißt das Tal ebensoschnell stromaufwärts wie stromab. Bis wohin? Wie lange? Er würde darauf niemals antworten können. Er ist immer unterwegs und kennt weder Raum noch Zeit.

Auch wenn er einmal ruht, ist er auf Reisen; denn er hält nur an, um neue Kraft zu schöpfen und seine Abreise vorzubereiten.

Er ist ein Mensch wie alle andern, wie du und ich. Nur – er wird verfolgt. Die Gerichte verfolgen ihn, und er gäbe eher sein ganzes Blut, Tropfen für Tropfen, her, als daß er sich fangen und nach einer Stadt bringen ließe, wo man ihn in einem Winkel eines Gefängnisses modern lassen würde wie unnützes Gerümpel, während sich auf einem Schreibtisch Akten über ihn türmen. Wenn dann das Bündel dick genug wäre, würde er nach der Hauptstadt des Departements und dann nach Lima geschafft werden. Von Lima wissen wir zweierlei: Dort wechseln dauernd die Regierungen, und dort gibt es ein ungeheures Gefängnis. Hinein kommt man leicht, heraus nur selten.

Zwanzig und mehr Jahre ohne Freiheit sind soviel wie der Tod. Auf diese Weise verbüßt man eine Strafe: Der Mensch bleibt ewig ein Gefangener; denn vor seinen Augen steht immer ein Gitter, das seine Seele einkerkert. Sein Leib aber ist wie von Kasteiungen zerschlagen, die Nerven sind zerrissen, die Knochen eingerostet. Also hat der Verfolgte wohl recht, wenn er ein rastloses Leben führt. Das Flußtal ist sein Feld und sein Heim. Es schützt und nährt, tröstet und stärkt ihn. Das Land der steilen Felsen, durch das der Strom dahinrauscht, in dem die Bäume grünen und die Sonne brennt, ist rau und formt den Menschen, bis er hart wird. Aber es streichelt ihn auch mit seiner warmen Luft.

Eines Abends hält vor meiner Hütte ein Pferd an. Der Reiter springt ab und klopft an die Tür.

„Du, Cayetano –!“

Mein Vater ist tot, und hier ruft ihn jemand, weil er glaubt, er sei noch am Leben. Wer mag das sein? Er hat eine volle Stimme mit hellem Klang.

Dann ruft er: „Doña Meche!“

„Ich komme!“ antworte ich und stehe auf.

Ich finde einen Mann vor, an den ich mich nicht erinnere. Selbst seine Gestalt ist mir unbekannt. Er ist ziemlich untersetzt; in der Dunkelheit verschwimmen seine Gesichtszüge.

„Ist Cayo da oder Meche?“

„Nein. Sie sind vor einiger Zeit gestorben. Ich bin ihr Sohn Lucas.“ Eine große, schwere Hand legt sich mir auf die Schulter. Von dieser Hand gehen eine gewisse Rührung und herzliches Gefühl aus.

„Ich habe dich gekannt, als du noch ein kleiner Junge warst und noch keinen Verstand hattest. Jetzt bist du groß geworden. Gibst du mir Unterkunft?“

„Selbstverständlich.“

„Schön. Dann werde ich absatteln. Liegt die Koppel noch da drüben wie früher?“

„Ja.“

Der Mann nimmt seinem Pferde rasch den Sattel ab und läßt es dann laufen. Inzwischen hat Florinda Feuer gemacht, um ihm etwas zu essen zu geben. Als er eintritt, lassen wir uns gemeinsam an der Herdstelle nieder.

Er hat ein hartes Gesicht, als ob es mit wenigen Hieben aus Fels gehauen wäre. Der struppige, spärliche Bart bedeckt kaum die starken Kinnbacken. In den ruhig und fest blickenden Augen liegt ein Ausdruck von Trauer und Kraft. Halbergrautes Haar, das unter einem dunklen, zerschlissenen Strohhut hervorsieht, fällt ihm in die Stirn. Sein Ohr muß immer wach sein, denn als Florinda ein Stück Holz über dem Knie zerbricht, fährt er auf und wendet sich um. Sobald er festgestellt hat, woher das Geräusch stammt, tritt ein leises Lächeln auf seine geraden, schmalen Lippen. Dann sagt er: „Du weißt ja, mein Junge, ich werde verfolgt . . .“

„Schon lange?“

„Ja. Ich weiß schon nicht mehr, wie lange. Länger als zwanzig . . .“

„Jahre?“

„Ja.“

Er zieht ein zusammengeknotetes rotes Tuch hervor und öffnet es. Zahlreiche bleigraue und dunkelgelbe Revolverkugeln kommen zum Vorschein.

„Habt ihr ein bißchen Fett?“

Er fettet die Geschosse, eins nach dem andern.

„Meine Verteidigung. Sonst . . . Ein armer Mann ist nur geachtet, wenn er töten kann . . .“

Er verrichtet sein Werk sehr sorgfältig, obwohl seine Hände so groß und rauh sind.



„Und warum werden Sie verfolgt?“

„Das ist eine lange Geschichte. Ich bin von hier, aus Calemar, aber wohl nur die Alten werden es noch wissen . . . Das erste Mal geschah es in einem Dorf bei einem Fest. Ich war hingegangen, um meine Koka zu verkaufen. Gerade am Hauptfeiertage hatte ich ein paar Glas getrunken . . . Da war auch ein Trupp vornehmer Herren und tummelte seine Pferde. Einer saß auf einem mächtig unruhigen Gaul. Er nahm auf niemand Rücksicht und ritt auf mich los. Ich blieb stehen und fragte ihn, was er wolle. Er wird wütend und treibt den Gaul an, um mich über den Haufen zu rennen. Ich bleibe stehen und sage nichts mehr, sondern schlage zu, daß ihm der Bauch platzt. Der Gaul fiel zuerst und er hinterher. Er war ein Großgrundbesitzer. Die Behörden also – hinter mir her! Ich mußte flüchten. Ja, ich floh von hier . . . Wären wir beide arme Leute gewesen, würde man sich verglichen haben, und nichts wäre geschehen; da aber der Tote ein großer Herr war, gaben sie keine Ruhe. Die Zeit verging, und ich blieb verschwunden. Da kam eines Tages eine ganze Kommission, um mich zu fangen. Ich renne einen Hang hinter, denn sie hatten mich umzingelt. Ein Mann – es soll der Vizekommissar gewesen sein – will mich aufhalten und legt auf mich an. Ich drücke früher ab, und er bleibt liegen. Seitdem ist es noch schlimmer geworden. Jetzt komme ich aus Jecumbuy. Mir scheint, sie waren mir auf der Spur . . .“

Er hat seine Arbeit beendet und gibt das Fett zurück.

„Sie haben mich noch oft fangen wollen. Ich habe eben kein Glück gehabt. Ich hatte mich schon irgendwo ruhig niedergelassen und bebaute mein kleines Feld, als sie wieder auftauchten. Da mußte ich von neuem auf Reisen gehen, hierhin, dorthin . . . Dabei habe ich dann noch andere getötet. Die Sache mit dem Grundbesitzer ist schon verjährt, aber es bleibt noch der Leutnant und die

andern . . . Jetzt legen sie mir auch Sachen zur Last, die ich überhaupt nicht begangen habe. Wenn hier in der Gegend jemand plötzlich stirbt – ich meine, wenn er getötet wird –, sagt die Polizei: ‚Das hat Riero getan.‘ Ich weiß nicht, wie viele ich nach ihrer Meinung schon umgebracht haben soll . . .“ Er ißt mit gutem Appetit und fährt fort: „Ach, lieber Mann! Für einen Verfolgten ist eine Schale mit etwas Warmem etwas Gutes! Tag für Tag unter freiem Himmel . . . Es gab eine Zeit, da ich nur Chirimoyas zu essen hatte, als ich in den Schluchten hauste . . .“

„Und wann verjähren alle diese Dinge?“

„Wer weiß das! Bei dem vielen, das man mir vorwirft, habe ich keine Ahnung, wann das sein wird . . . Vielleicht niemals . . . Man sagt mir nach, ich wäre ein großer Mörder, aber auf meinem Gewissen habe ich nur den Grundbesitzer, den Vize und zwei Polizisten, die mich fangen wollten. Es geschah in Notwehr . . .“

„Ja, von Riero wird viel erzählt . . .“

„Siehst du! Ich weiß selbst nicht einmal, wie viele ich getötet haben soll . . .“

Um seinen Mund zuckt ein bitteres Lächeln.

„Wohin gehen Sie jetzt?“

„Stromaufwärts – aber sage es niemand! Ich bin hier viel unterwegs gewesen . . . Als guter Talmann kenne ich den Fluß ganz genau. Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich aus Calemar bin. Dein Vater war ein guter Freund von mir . . . Stromabwärts kenne ich die Gegend bis zum Hafen Balsas und aufwärts bis an den Huánuco. Ich hätte irgendwo unterkommen können, aber ich habe kein Glück gehabt. Das Flußtal ist gut, wenn man verfolgt wird . . . Wenn sie auf der einen Seite hinter mir her sind, schwimme ich mit dem Pferde und all meinem Kram nach der andern hinüber oder klettere die Felsen hinunter. Der Fluß ist immer gut!“

Nach dem Essen machte sich der Verfolgte auf der Veranda aus seinen Decken und dem Sattelzeug seines Pferdes ein Lager zurecht. Um ihm Ruhe zu gönnen, hörten wir auf, uns zu unterhalten, und gingen in die Hütte. Bald hörten wir ihn tief und langsam atmen. Er war eingeschlafen.

In aller Frühe, als es noch finster war, weckte er uns, um sich zu verabschieden.

„Also, mein Junge“, sagte er derb und herzlich, „ich heiße Ignacio Ramos. Du weißt, daß man mich Riero nennt. Es ist am besten, wenn du nicht erzählst, daß ich hier gewesen bin. Es gibt immer Lästerzungen . . . Ich muß jetzt wieder gehen. Ich bin immer unterwegs und darf mich nie irgendwo aufhalten. Wenn du einmal selbst verfolgt werden solltest, kann ich dir vielleicht von Nutzen sein . . .“ Vom Pferde herab bat er noch: „Wenn dich ein gewisser Ramón Jara besucht, der den Beinamen ‚Der Fisch‘ hat, dann gib ihm Unterkunft! Ich werde ihm sagen, daß er kommen kann . . .“

Er gab dem Pferde die Sporen. Der Gaul ging hoch und jagte davon. Der Morgen kam. Mir war es, als ob es für diesen Mann niemals mehr Tag werden würde. Er wird immer im Dunkeln leben, in ewiger Nacht voll Flucht und Sorge. Aber – es ist eine Nacht ohne Mauern und Eisengitter, eine Nacht in Freiheit, eine Sternennacht.

Du hast deine Fluten – ich habe mein Herz

Gestern, heute und morgen brüllt der Fluß zu dem Felsen empor, der Calemar stromaufwärts, am Beginn des Tales, beschützt. Er leistet dem Wasser Widerstand, und unser Land bleibt. Aber wir Cholos stammen mehr aus dem Strom als von der Erde. Wir „fliehen den Fluß nicht, weil wir Männer sind und das Leben so leben müssen, wie es ist“.

Eines Tages kamen Viehhändler zu uns, die hier von Tag zu Tag häufiger auftauchen. Vom gegenüberliegenden Ufergebiet haben sie bereits alle Rinder nach der Küste abgetrieben; jetzt suchen sie das unsrige ab. Kein Talwinkel, so versteckt und ungastlich er auch sein mag, entgeht ihren spähenden Augen. Kein Rind, auch das dürrste und schwächste nicht, bleibt von ihrer Untersuchung verschont. Don Policarpo Núñez und sein Sohn also waren hier, die Gewehre vor sich quer über dem Sattel. Sie wollten nach Marcapata, der Gemeinde Bambamarca, Shomenate, El Olivo und Ciónera, um alles vorhandene Vieh aufzutreiben.

„Don Juan Plaza verkauft Ihnen etwas“, bemerkte der alte Matías. „Auch die Indios“, erwiderte Don Policarpo und klimperte mit dem Geld in seiner Westentasche. Don Policarpo war ein reicher Mann; seine Packtasche war sicherlich mit Banknoten gefüllt. Durch ein Knopfloch seiner Weste ging eine glänzende, dicke goldene Kette und spannte sich quer über den ganzen Leib. Die Gewehre entsprachen allen Ansprüchen; Don Policarpo brauchte sie nicht nur zur Selbstverteidigung.

„Sie werden mir also das Vieh übersetzen“, fuhr der Händler fort. Er sah uns alle mit schlaun Augen an und lächelte höflich mit seinen dicken Lippen und den feisten, braunen Wangen.

„Gut, wir werden das Vieh hinüberbringen.“

Aber das Floß, das Arturo zur Verfügung stellen konnte, genügte nicht. Wir mußten ein anderes holen. In La Escalera, wo bei niedrigem Wasserstand scharfe, felsige Stachelspitzen zu sehen waren, erinnerten wir uns des armen Roge und schlugen die Ruder mit wahrer Wut ins Wasser ein. Arturo biß die Zähne aufeinander; seine beinahe olivgrüne Haut schwoll unter den krampfhaft angespannten Sehnen. Sein Gesicht glich der Stromenge; es war unheimlich düster und wild.

Wir kamen gegen Mittag hin, denn wir waren früh abgefahren. So leuchtete uns die Sonne. Wir mußten hindurch! La Escalera sollte mit uns nicht spielen! Wir waren doch erfahrene Flößer! Schwindelerregend die Schnellen und Riffe im Fluß! Der Strom warf uns Klippen entgegen, als wollte er uns einen Dolch auf die Brust setzen. Aber wir sahen deutlich die befahrbaren Stellen, und unsere Arme schwingen die Ruder so kraftvoll wie noch nie in dem gierigen Wasser. Wir waren nur Auge und Arm. Das starke Brausen in der Enge hörten wir kaum; erst als wir um die Biegung herum waren, vernahmen wir, wie es uns seine Flüche nachschickte. Es drohte uns für den Fall, daß wir wiederkämen; es würde vielleicht das letzte Mal sein! „Knurre, soviel du willst“, antworteten unsere Herzen in einstimmigem, stolzem Siegesruf.

Wir hatten die Zeit unserer Ankunft mit dem alten Matías vereinbart; er saß bereits seit drei Stunden am Ufer und wartete. Als er uns erblickte, zitterte er vor Freude und empfing uns mit strahlendem Gesicht. „Gut gemacht, Männer! Der Fluß jagt unsereinem keine Furcht ein! Gut gemacht!“

Unser Beisammensein am Abend war besonders angeregt. Es war heiß, aber die Hitze kam nicht aus dem Tal, sondern aus unseren Herzen.

Wir saßen um eine mit Kokablättern gefüllte Decke herum, Don Matías und sein Sohn, Silverio, Encarna, unsere Flößerkameraden Jacinto und Santos und noch ein paar andere Cholos, die gekommen waren, um unsere glückliche Rückkehr mitzufeiern.

Ein Poro voll „Echtem“ wanderte langsam aus einer Hand in die andere, und ein Feuer rötete unsere Gesichter inmitten der finsternen Nacht.

Der Schnaps erhitzte unser Blut. Wir lachten über unsere Erlebnisse während der Fahrt und die neuen, netten Mädels, die wir in Shicún getroffen hatten. Dann aber dräng uns die Koka ans Herz, als ob wir wieder einmal die tiefe Traurigkeit verspüren sollten, die in unserm Dasein schlummert und leicht bereit ist, zu erwachen und sich zu offenbaren.

Nur das Rauschen des Flusses und das Lied der Pfefferfresser verband uns mit der Natur. Beim ersten Anblick hätte man glauben mögen, die kleine Männergruppe lebe dank einem Stückchen Licht in einer Welt düsterer, dichter Finsternis.

Arturo erzählte von einem Cholo aus Shicún, der oft Reusen in einem Flußarm aufstellte und eines Tages nicht zurückkam. Seine Verwandten suchten ihn tagelang flußabwärts. Sie fanden ihn nicht, auch nicht an den breiten Uferstellen, wo sonst die Leichen angeschwemmt werden. Sie wußten nicht genau, ob er ertrunken sei oder nicht; aber an seinem Tod zweifelte niemand.

„Vielleicht ist er nach einer andern Gegend gegangen“, bemerkte ein Cholo.

„Nein. Er hat alle seine Sachen liegenlassen. Man hat sie gefunden. Er hat, wie jedesmal, gesagt, er werde bald zurückkommen, und

hat es nicht getan. Nicht einmal seinen Poncho hat er mitgenommen. Er ist sicherlich umgekommen.“

Nun nahm der alte Matías das Wort. Langsam, als wollte er seinen Worten Geschmack und Gewicht verleihen, sagte er: „Wie verschieden ist der Fluß! Wir dürfen nicht sagen, er wäre nicht gut. Aber reine Güte ist nicht von dieser Welt. Er hält uns hier fest, um mit uns zu tun, was ihm beliebt. Don Oshva, der alles von einer andern Seite sah, hat ganz recht. Unser Fluß ist selbst eine goldene Schlange. Gut gesagt! Eine goldene Schlange ist er!“

Der Alte schwieg. Von den Zuhörern sprach keiner eine Silbe. Vielleicht merkte Don Matías, daß wir die Tiefe seines Gedankens noch nicht begriffen hatten. Darum erklärte er: „Hier lebt es sich gut. Es fehlt an nichts. Alles wird durch den Fluß geschaffen. Dieses Tal und das Wasser, das wir mit unsern Flößen befahren, sind sein Werk. Er hört niemals auf zu strömen – den Menschen bleibt nur die Gefahr . . . Wenn man am allerwenigsten daran denkt, hat einen der schöne Fluß in unserm schönen Tal bereits getötet. Er ist plötzlich zu einer goldenen Schlange geworden . . .“

„Sehr richtig, Don Matish!“

„Sehr richtig!“

Der Alte redete weiter. Seine kleinen Augen leuchteten unter der herabgezogenen Krempe seines Hutes hervor. Obwohl er uns ansah, schien er uns nicht zu bemerken. Sein Blick wanderte in die Ferne. „Ein Señor hat mir einmal erzählt, die alten Peruaner hätten den Fluß und die Schlange als Götter angebetet. Ich meine, das geschah vielleicht, weil der Unterschied zwischen beiden gar nicht so groß ist. Wenn man nicht weiß, wer von beiden mehr bedeutet und wer weniger, ist es besser, alle beide zu verehren.“

Schweigend nahmen wir uns neue Koka. Um kein Geräusch zu machen, klopfen wir nicht an die Checos.

„Ja, und was folgt daraus?“ fuhr der Alte fort. „Hier strömt unser Fluß in aller Ewigkeit. Zuweilen fluchen wir auf ihn. Aber er scheint nur über uns zu lachen. Dennoch fliehen wir ihn nicht. Wir sind Männer und müssen das Leben meistern. Für uns ist der Fluß das Leben. Also müssen wir mit ihm kämpfen. Niemals darf uns die schlimme Krankheit packen, die Mutlosigkeit heißt. Wißt ihr, wie der Teufel die Übel in die Welt gebracht hat?“

„Ich weiß“, antwortete Arturo. „Aber die andern haben es vielleicht noch nicht gehört.“

„Erzählen Sie, Don Matish!“ baten mehrere Stimmen.

Der Alte sagte: „Dann werde ich es euch sagen. Vergeßt es nicht! Es ist etwas, was man sich merken muß.“

Dann erzählte er uns eine Geschichte, die wir wirklich nie vergessen werden. Wir werden sie unsern Kindern weitersagen und ihnen aufgeben, daß sie sie auch den ihrigen wiederholen, damit sie nicht verlorengeht und niemals aus dem Gedächtnis schwindet.

„Einmal ging der Teufel aus, um auf Erden Übel zu verkaufen. Der Mensch hatte schon gesündigt und war verdammt, aber es gab noch keine verschiedenen Übel in der Welt. Da nahm der Teufel einen Sack auf den Rücken und wanderte auf allen Straßen der Erde umher und verkaufte die Übel, aus denen er Pülverchen gemacht hatte. Die Päckchen trug er in seinem Sack. Darin lagen Pulver von allen Farben. Das waren die Übel. Da waren Not und Krankheit, Habsucht und Haß und Üppigkeit, die ebenfalls ein Übel ist, und Ehrgeiz, der dann ein Übel ist, wenn er nicht so ist, wie es sich gehört. Es fehlte kein einziges Übel. Und unter den Päckchen war ein kleines mit weißem Pulver. Das war die Mutlosigkeit.

Und die Menschen kamen und kauften. Alle kauften sich Krankheit, Not und Habsucht, und wer besser denken konnte, kaufte sich Üppigkeit und Ehrgeiz. So kamen die Übel in die Welt. Der Teufel

verlangte gute Preise. Das kleine Paket mit dem weißen Pulver sahen die Menschen wohl, aber sie wollten es nicht haben. ‚Was ist das?‘ fragten sie neugierig. Der Teufel antwortete: ‚Mutlosigkeit.‘ Sie sagten: ‚Das ist kein großes Übel‘, und kauften es nicht. Der Teufel ärgerte sich; die Sache schien den Menschen nicht in den Schädel zu wollen. Als es endlich einer aus Zufall oder Laune kaufen wollte und fragte: ‚Wieviel kostet es?‘, antwortete er: ‚So und so viel.‘ Es war ein sehr hoher Preis, höher als alle andern. Da lachten die Menschen und meinten, für so ein kleines Paket und ein so unbedeutendes Übel dürfe er nicht so viel verlangen. Und dann schimpften sie und sagten, er sei ein rechter Teufel und wolle immer betrügen. Der Teufel wurde wütend und lachte ebenfalls, da er sah, daß die Menschen nicht nachdenken wollten . . .

Schließlich hatte er alle Übel verkauft, aber das weiße Päckchen mit der Mutlosigkeit, die ja kein großes Übel ist, wollte ihm niemand abnehmen. Der Teufel rief: ‚Mit dem hier habt ihr auch alle andern, und ohne das hier habt ihr keins!‘ Da lachten die Menschen noch mehr und dachten, der Teufel wäre verrückt geworden. Also blieb das weiße Pulver übrig; niemand wollte auch nur einen Kupferpfennig dafür geben. Da wurde der Teufel immer zorniger, er lachte ein wahres Teufelslachen und sagte grimmig: ‚Dann gehört es eben mir!‘ Und er streute das weiße Pulver über die ganze Welt aus . . .

Da waren zugleich alle Übel da; denn dies Übel ist soviel wie alle anderen. Man muß nur aufpassen, dann sieht man es schon! Wenn einer reich und mächtig ist und ohne Mut lebt, nützt ihm alles nichts, und das Laster packt ihn. Wenn einer arm und demütig ist, dann verdirbt ihn die Mutlosigkeit bald noch mehr. So hat der Teufel die ganze Erde schlecht gemacht; denn ohne Mutlosigkeit könnte kein anderes Übel den Menschen anfassen . . .

So kommt es, daß Mutlosigkeit an jeden herantritt, an den einen mehr, an den andern weniger, und daß niemand wirklich ein ganz tüchtiger Mann ist. Denn er kann in dem großen Kampf der Seele und des Körpers, der Leben heißt, nicht Widerstand leisten, wie es sein soll . . . Darum, Männer von Calemar, laßt niemals die Mutlosigkeit in euer Herz eindringen!“

Eines Tages füllte sich das Tal mit Rufen und Farben.

Don Policarpo Núñez und sein Sohn nebst drei Treibern, die er gemietet hatte, führten eine Herde von hundert Rindern talwärts. Das Vieh verließ den Weg und suchte im Röhricht, hinter Kaktuspflanzen und im Buschwald der Bergschlucht Zuflucht, um sich den Treibern zu entziehen und nach seiner alten Weide zurückzukehren. Aber die Männer folgten den Tieren in ihre Schlupfwinkel oder bildeten auf Erderhebungen und Felsen mit ihren Schleudern gleichsam dunkle Kreise und warfen Steine nach ihnen, die sie zum Nachgeben zwangen. Mit zerbeulten Rippen kehrten die Tiere auf den Weg zurück.

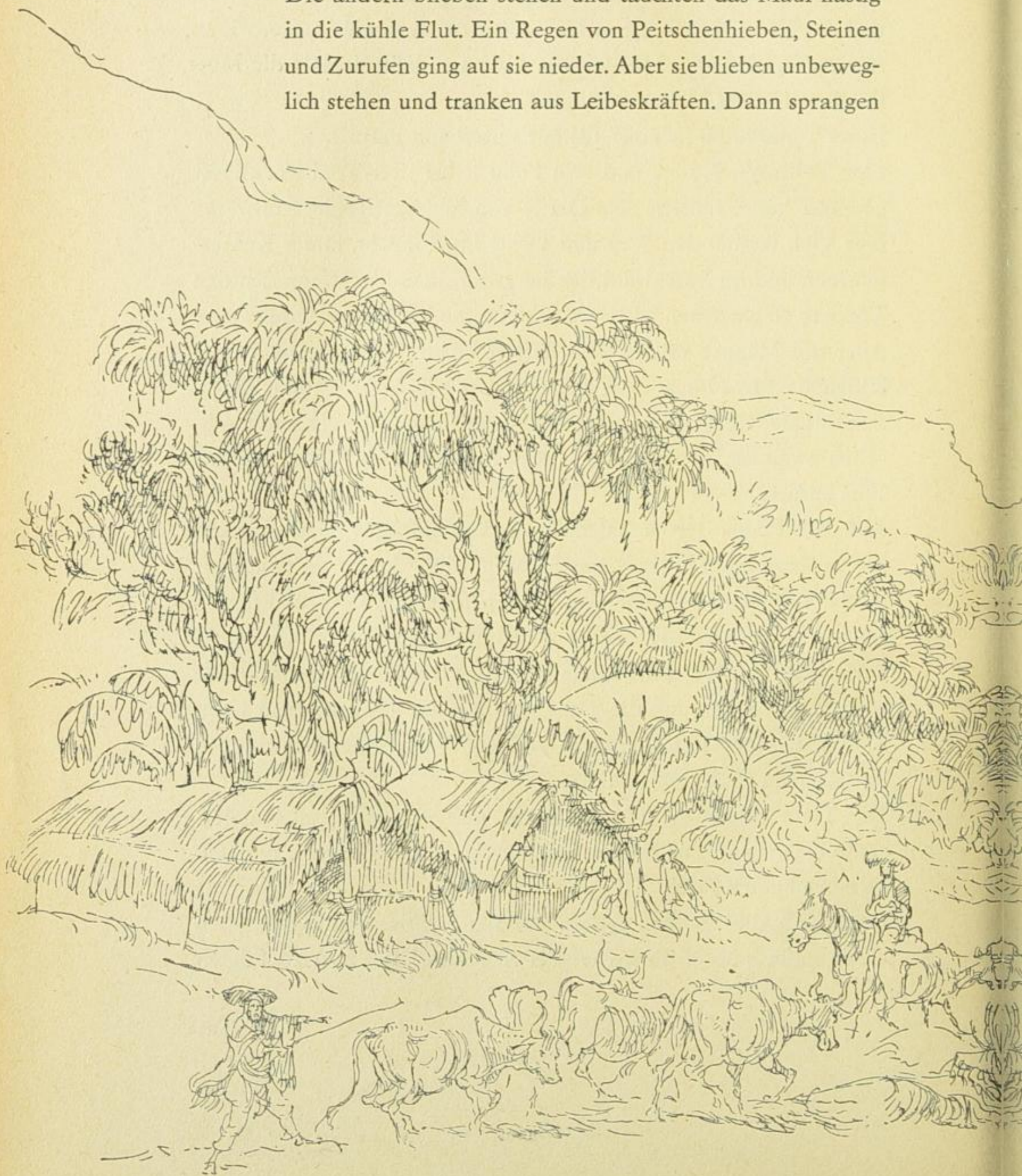
Auf dem Pfade, der nach dem Strom hinunterführt, trieb man die armen Bergrinder weiter, um sie den Fluß durchschwimmen zu lassen. Don Policarpo und sein Sohn peitschten von ihren Pferden aus auf sie ein, und die Treiber ließen die Riemen ihrer Schleudern sausen und warfen mit Steinen nach den vordersten. Man mußte auch dafür sorgen, daß die Tiere kein Wasser tranken; denn wenn Rinder an einen Fluß gelangen und von ihm trinken, schwimmen sie sicherlich nicht mehr hinüber.

Die Tiere begannen zu galoppieren und sich dicht aneinanderzudrängen. In der mächtigen Staubwolke, die sich erhob, bildeten sie einen bunten Fleck.

Einer Kuh, die, von den andern gedrängt, achtlos vorausging, blieb nichts anderes übrig, als ins Wasser zu gehen. Etwa zwanzig folgten

ihr. Tiere, die noch nicht erfahren haben, was ein Fluß ist, schwimmen so gut wie der verstorbene Roge.

Die andern blieben stehen und tauchten das Maul hastig in die kühle Flut. Ein Regen von Peitschenhieben, Steinen und Zurufen ging auf sie nieder. Aber sie blieben unbeweglich stehen und tranken aus Leibeskräften. Dann sprangen



sie zwischen den Steinen umher, um den Hieben zu entgehen, die ihnen die Keulen zu zerschlagen drohten; dazwischen nahmen sie immer wieder einmal einen gierigen Schluck.

Von denen, die hinüberschwammen, waren nur der Kopf und die Hörner zu sehen. Wie Klammern trieben diese über die Oberfläche des Flusses dahin. Der große Fleck, den sie anfangs gebildet hatten, war immer schmaler geworden, bis sich zuletzt alle in einer Reihe hintereinander her bewegten. Wir Talmänner sahen neugierig zu, während die Händler und Treiber, die besorgte Blicke auf sie warfen, längst aufgehört hatten, die Nachzügler am Ufer anzutreiben. Die Herde kämpfte verzweifelt. Neben ihr trieb weißer Schaum stromabwärts. Eine Kuh war von der starken Strömung mitgerissen worden. Sie wurde immer langsamer und kraftloser. Nur noch das Maul sah aus dem Wasser hervor. Zuweilen schien der Fluß sie



bereits einzuschlucken. Sie war von ihrer Herde getrennt. Der Fluß siegte . . .

Don Policarpo ärgerte sich über das bedauernswerte Geschöpf. Sein gedunsenes Gesicht wurde blaurot. „Rotziges Vieh!“ fluchte er erbost. „Warum ist es ins Wasser gegangen, wenn es die Sache nicht schafft!“ Und zu seinem Sohne gewandt: „Ich habe dir ja gesagt: Das lächerliche Ding ist keine zwanzig Soles wert!“

Die Tiere kämpften sich verzweifelt weiter. Die Hörner sahen immer kleiner und dünner aus. Von der Anstrengung des Schwimmens merkte man immer weniger; aber wir nahmen an, daß sie infolge der zunehmenden Ermüdung größer werde. Endlich gelangte die erste Kuh ans Ufer. Ehe es ihr gelang, herauszusteigen, glitt sie oftmals aus. Oben schüttelte sie sich am ganzen Leibe. Dann wandte sie sich nach denen um, die noch unterwegs waren, und brüllte mehrmals angstvoll auf . . .

Als die andern, die entweder eben ankamen oder etwas entfernt vom Ufer waren, das Brüllen hörten, strengten sie sich noch einmal an. Selbst das Tier, das schon seine Kraft verloren hatte, noch weit zurück war und abgedrängt wurde, faßte neuen Mut und schwamm weiter. Mit gewaltiger Mühe hob es den Kopf aus dem Wasser; aber bald ermattete es von neuem. Der Fluß griff immer stärker nach ihm, und die Strömung triumphierte über seine Schwäche und Mutlosigkeit.

Da sprang Don Policarpo mit einem Satz vom Pferde, kniete nieder, machte sein Gewehr fertig und feuerte vier Schüsse auf das arme Tier ab, die im Flußtal widerhallten. Die Rinder antworteten mit einem Gebrüll, das wie das Wehklagen der Natur klang. Der Fluß aber strömte unbeirrt weiter, warf Wellen auf und redete mit leiser Stimme, wie er es im Sommer stets zu tun pflegt.

Die Kuh verschwand in der Ferne.

Don Policarpo bemerkte: „Teufel! Das heißt wahrhaftig, Geld ins Wasser werfen!“

Dann befahl er den Treibern, die Rinder, die auf unserer Seite zurückgeblieben waren, gut zu bewachen. Die andern jenseits des Flusses würden keine Lust haben, sich weit zu entfernen.

Die ganze Nacht erschollen im Röhricht am Strom lautes Gebrüll, Zurufe und das Sausen der Schleudern. Die Kühe wollten umkehren. Sie gerieten in Wut und kämpften miteinander, bis sie der Morgen überraschte. Da keuchten sie, und ihre Flanken bluteten. Fledermäuse hatten ihnen auch den Rücken verletzt; auf beiden Seiten liefen rote Streifen an den ausgesogenen Leibern herab. Ihr trauriger, wäßriger Blick streifte den steilen Felsen; den weißlichen, mit Geröll bedeckten, elenden Pfad, der sich im Zickzack nach ihrer geliebten Hochebene hinaufzieht, konnten sie kaum noch erkennen. Auch auf den Fluß sahen sie mit schreckensstarrten Augen.

Als der Tag kam, begannen wir sie überzusetzen. Wir teilten uns in mehrere Gruppen. Auf jede Floßfähre kam eine Rotte Männer; eine zweite half den Händlern und Treibern, die Rinder mit dem Lasso einzufangen und abzutreiben. Es waren tückische Tiere, die ihre Jugend auf der Hochebene oder in den dichten Buschwäldern von Ciónera nicht verleugneten und uns viel zu schaffen machten. Man mußte sie aus großer Entfernung einfangen und das Lasso mehrere Male werfen, denn sie wehrten sich und streiften es durch Senken der Hörner wieder ab, kaum daß man es ihnen übergeworfen hatte. Dann wurden sie ans Ufer gezogen. Hatte man sie mit einem kräftigen Stoß ins Wasser befördert, so war es leicht, mit ihnen fertig zu werden. Sie verloren an Gewicht, und es war ein Kinderspiel, sie ins Schlepp zu nehmen. Einige wollten nicht schwimmen, sondern warfen sich auf die Seite. Darauf traten wir an sie heran, packten sie bei den Hörnern und tauchten ihren Kopf ins Wasser. Dann

fingen sie sofort an zu rudern und arbeiteten sich so mächtig voran, daß sie zuweilen sogar das Floß hinter sich herzogen.

Besonders schwierig war es, ihnen das Lasso wieder abzunehmen. Am andern Ufer führten die Cholos sie an einen Baum, hinter dem sie sich verschanzten. Dann streckten sie langsam die Hand nach dem Lassoring aus. Aber die Rinder schüttelten heftig den Kopf oder sprangen zurück, wenn sie die leiseste Berührung verspürten. Zuweilen wandten sie sich auch rasch um und gingen auf die Männer los. Einem gelang es, Encarna vor die Brust zu stoßen. Er wäre umgekommen, wenn er dem Tiere nicht mit einem Stein einen Schlag vor den Kopf gegeben hätte, so daß es zu Boden stürzte. Da lag es eine Weile und zappelte. Als es sich wieder erhob, war es wie benommen, wiegte den Kopf hin und her und schloß sich den andern an. Encarna holten wir über den Fluß. Pablo ersetzte ihn. Der schwerverletzte Cholo rötete mit seinem Blut das Floß und den Weg nach seiner Hütte.

Hätte Don Policarpo doch alle Rinder erschossen!

Aber die Tiere tun einem doch leid. Wenn man selbst irgendwo seine Weide hat, kann man sich vorstellen, wie es ist, die Weide aufgeben zu müssen und über einen Fluß zu setzen, der einem alle Hoffnung raubt! Die armen Kühe, die sich erst nicht einfangen und dann nicht losmachen lassen wollen, verlieren bald alle ihre Wildheit. Traurig stehen sie da und schauen auf den Weg, auf dem sie den Marsch fortsetzen sollen. Sie suchen den Schatten der Bäume und rupfen Gras, während sie mit dem Schwanz die Mücken abzuwehren suchen, die sich am Euter vollsaugen. Sie scheinen zu fühlen, daß der Kampf mit dem Menschen zwecklos ist und der Kampf mit dem Fluß noch unsinniger. Dieses krause, rauschende Band, dessen Grund die geängsteten Glieder nicht zu erreichen vermögen, spannt zwischen ihnen und ihrer Weide eine uferlose Trostlosigkeit.

Die Arbeit dauerte zwei Tage. Don Policarpo zahlte uns die vereinbarten fünfzig Soles. Dann kehrten wir in unsere Hütten zurück, während er die Reise fortsetzte. Mit seinem Sohne und den Treibern zog er bergwärts nebst der nunmehr geordneten Schar seiner Tiere, einer Schnur aus Schwarz, Rot, Weiß, Gelb . . .

Wir müssen häufig Rinder übersetzen. Noch öfter kommen Menschen: Grundbesitzer von unserer Seite, Händler aus Celendín, Indios aus ihren Siedlungen, Bauern. So haben wir immer die Ruder zur Hand und das Floß unter den Knien. Um uns aber rauschen die Wellen, die der Marañón unaufhörlich aufwirft . . .

Fünf „Winter“ sind vergangen. Soll ich sie zählen? Gut, ich zähle sie . . . Aber wer sie schafft und nicht zählt, das ist unser Marañón. Man sagt, fünfzig Leguas weiter oben habe der Fluß den Hang vor einem Tal zerfressen und zum Einsturz gebracht. Vor dem Erdrutsch habe er sich gestaut, sich ein neues Bett gegraben und das ganze Tal weggeschwemmt. Das wird schon so sein; denn in den Schwimmenden Inseln lagen Kokasträucher und ein nackter Leichnam; der Strom raubt den Toten die Kleider. Das Wasser war schlammiger als sonst und dunkel wie die Nacht. Andere Tote haben wir nicht gesehen. Was wir genau wissen, ist, daß der Chusgón, ein Nebenfluß, der drei Meilen stromabwärts in den Marañón mündet, fast das ganze Tal von Shimbuy weggerissen und alle Kokasträucher in den Strom getrieben hat. Was mag dann erst der gewaltige Marañón anrichten?

Fünf „Winter“ sind vergangen. Viele werden folgen. Wir werden eines Tages sterben, ohne vielleicht zu wissen, wie viele wir durchlebt haben. Am Strom ist das Leben wie er selbst: immer gleich und doch immer anders. Und in dem Wechsel zwischen Flut und Niedergang wir Flößer, standhaft und beharrlich auf den Wassern! Wir

vereinigen die beiden Bezirke, die der Strom trennt, und verknüpfen so das Leben . . .

Don Matías ist nun schon sehr alt. Man sieht, daß er bald sterben wird, wie auch die andern verdienten Flößer: der alte Cunshe, Don Crisanto und auch Encarna, der schon so krumm ist wie ein müder Fährmann, der das Ruder bedient. Die Jahre sind ein langsamer Wirbel, der sich tief in die Erde einbohrt und Menschen verschlingt . . .

Aber wir sind noch da, und sollte unsere letzte Stunde kommen, gleichgültig ob an Land oder im Wasser, so sind Adán und die jungen Cholos da, die schon jetzt das Ruder handhaben und später unsere Arbeit fortsetzen werden. An Flößern fehlt es nicht; Lucinda, Florinda und alle andern Frauen im Tal sorgen dafür! Auch Hormecinda zieht einen blonden Jungen auf. Seinen Vater kann er nicht rufen, aber ihn ruft bereits das Floß.

Beim Jahresfest betet man auch für den Vater dieses Jungen, zwischen Trunk und Tanz. Nicht lange jedoch. Niemand kann dauernd an einen Toten denken und ihn beweinen. Im Kampf mit dem Strom heißt Leben: in Gefahr sein. Der Tod schmerzt uns, aber er beherrscht uns nicht. Immer noch klingt auf unsern Floßfähren das alte Lied:

„Laß mich hinüber, Strom!
Du Grimmer, du Starker
kennst keine Gnade!
Ich muß hinüber, Strom!
Du hast deine Fluten,
ich habe mein Herz!“

Der Fluß hört uns und murren wie immer, ruhig im „Sommer“, wild, allmächtig im „Winter“. Wenn wir sterben – was tut's! Hier sind wir geboren. In unsern Adern fühlen wir die starke, herrliche Triebkraft der Erde. In den Bäumen singt der Wind unserm reichen

Leben ein Preislied. Gegen unsern Lebensmut brüllt der Strom auf.
Aber an den Bananenstauden hängen dicht die großen Fruchtstände;
an den Paltos und Lucumos schwellen die Früchte wie Mädchen-
brüste; Orangen, goldene Bälle, rollen am Boden, und die Koka ist
bitter und süß wie diese Geschichte.

Die Felswände, Marksteine der Erde, ragen zum Himmel und zeigen
den Menschen unsere Täler, in denen das Leben wirklich und wahr-
haftig so ist, wie es hier geschildert wurde.



UBER DEN WERDEGANG
DES SCHRIFTSTELLERS CIRO ALEGRIA

*Ciro Alegria wurde am 4. November 1909 in Peru in der Provinz Huamachuco geboren. Er verbrachte seine Kindheit auf einem Landgut dicht am Marañón. Schon früh lernte er das harte Leben der Menschen an diesem Urwaldstrom kennen. Nach dem Besuch der Grundschule in Trujillo studierte er an der dortigen Universität. Mit neunzehn Jahren trat Alegria als Korrespondent in die Redaktion der Zeitung „El Norte“ in Trujillo ein. 1931 wurde er verhaftet, weil er gegen das rücksichtslose Regime des Diktators Leguias aufgetreten war. Freunde befreiten ihn im Juli 1932 aus dem Gefängnis. Er floh in die Urwälder am Marañón, wurde verfolgt, ergriffen und zu zehn Jahren Kerker verurteilt. Im August 1933 begnadigte man ihn. Die Haft hatte seinen Kampfwillen nicht lähmen können: Er trat in die Redaktion der linksgerichteten Zeitung „La Tribuna“ ein. Wegen seiner Unnachgiebigkeit im Kampf gegen die arbeiterfeindliche Regierung verwies ihn der Diktator Benavides 1934 des Landes. Alegria wählte Chile zu seinem Exil und nahm dort seine journalistische Tätigkeit wieder auf. Während seines Aufenthaltes in Chile schrieb er außer dem Buch „Menschen am Marañón“ die Werke „Los perros hambrientos“ – „Die hungrigen Hunde“ und „El mundo es ancho y ajeno“ – „Die Welt ist weit und gehört anderen“. Alegrias Bücher erzielten internationale Erfolge. Sie sind zum Teil in mehrere Sprachen, darunter auch ins Russische, übersetzt worden. Zur Zeit lebt *Ciro Alegria* in La Habana auf Cuba und widmet sich schriftstellerischer Arbeit. Die Regierung Perus hat dem aufrechten Kämpfer bisher die Rückkehr in seine Heimat verwehrt.*

ERLÄUTERUNGEN

Achote (sprich: atscho'te)	spanische Bezeichnung für Orlean, roter Farbstoff aus der breiigen Oberhaut der Samen des Orleanbaumes (<i>Bixa orellana</i>); medizinisches Hausmittel
Ají (achi'*)	Pfefferstrauch (<i>Capsicum annuum</i>), dessen gemahlene rote Früchte als scharfes Gewürz verwendet werden
Alcalde (alka'lde)	Bürgermeister
Aloja (alo'cha)	= Chicha (s. d.)
Antara (anta'ra)	Pansflöte
Balso (ba'lbo)	Balsabaum (<i>Ochroma lagopus</i>), liefert Korkholz, das leichter ist als Kork. Die Fruchtwolle dient als Polsterstoff
Checo (tsche'ko)	Flaschenkürbis zur Aufbewahrung von Kalk zum Kokakauen (s. Koka)
Chicha (tschi'tscha)	Bezeichnung für verschiedene aus Pflanzen (Mais, Reis, Palmenfrüchte) gewonnene alkoholische Getränke
Chiquita (tschiki'ta)	indianischer Tanz
Chirimoya (tschirimo'ja)	Frucht des Flaschenbaumes (<i>Anona cherimolia</i>), bis zu 2 kg schwer, äußerlich beschuppt
Chisco (tschi'sko)	Spottdrossel (<i>Mimus longicaudatus</i>), so genannt wegen ihrer Fähigkeit, alle möglichen Laute nachzuahmen. Farbe: graubraun bis dunkelbraun
Cholo (-a) (tscho'lo, a)	1. Mischling aus spanischem und indianischem Blut 2. Mann, Landsmann
Chonta (tscho'nta)	Palmenart (<i>Astrocarpus chonta</i>)

* „ch“ ist immer zu sprechen wie in „ach“

Coriquinga (koriki'nga)	Geierfalk (Polyborus Tharus)
Escalera (eskale'ra)	Treppe
Faja (fa'cha)	breite rote Wollschärpe, die, ohne mit einem Zipfel herabzuhängen, doppelt um den Leib gewickelt wird
Gramalote (gramalo'te)	Abart des Pfannengrases (Paspalum fasciculatum), der Hirse verwandt
Gringo (-a) (gri'ngo, -a)	Ausländer (-in); verächtliche Form
Guayava (guaja'wa)	süß-säuerliche Frucht des immergrünen Guajavaumes (Psidium pomiferum), von Gestalt und Größe unserer Äpfel und Birnen
Huaino (ua'ino)	indianischer Tanz
Huanchaco (uantscha'ko)	Soldatenstärbling (Trupialis militaris)
Ichú (itschu')	Pfriemengras (Stipa ichu), wächst büschelförmig, überzieht alle Gesteinsarten, selbst Kalkstein
Indio (i'ndio)	spanische Bezeichnung für Indianer
Intiwaraka (intiwara'ka)	aus der Inka-Sprache. Wörtlich übersetzt „Sonnen-schleuder“
Kaswa (ka'swa)	kultischer indianischer Tanz
Koka (ko'ka)	(indianisch), Kokastaude (Erythroxylon Coca), durch Kultur verbreitet, in wildem Zustand unbekannt; kleine gelbliche Blüten; Blätter einfach, 7,5 cm lang, 2,5 cm breit, enthalten das Alkaloid Kokain; die getrockneten und einen Kalkklumpen umhüllenden Blätter werden ähnlich wie der Betel in Indien gekaut und dienen als Genuß- und Stärkungsmittel
Legua (le'gua)	Meile von 5 bis 6 km
Lucumo (lucu'mo)	Baum mit erbsenförmigen Früchten und lederartigen Blättern (Lucuma bifera)
Luta (lu'ta)	eine der Orientbeule verwandte Tropenkrankheit (Leishmania americana)

Mango (ma'ngo)	der 10 bis 15 m hohe immergrüne Mangobaum (<i>Mangifera indica</i>) mit kleinen Blüten und wohlschmeckenden, bis zu 1 kg schweren Steinfrüchten (Mangopflaumen)
Marañón (maranjo'n)	Oberlauf des Amazonasstroms, entspringt in den Anden, am Ostabhang des Pasco-Knotens am Schneeberg San Lorenzo, in einer Höhe von 4750 bis 4800 m
Marinera (marine'ra)	Volkstanz
Masato (maša'to)	aus Yuca (s. d.) bereitetes alkoholisches Getränk
Mate (ma'te)	1. holzige Rinde eines Kürbis, als Schale verwendet 2. Tee aus den Blättern der Stechpalme (<i>Ilex paraguarensis</i>)
Mestize (mesti'ze)	Mischling von Weißen und Indianern
Mestro (me'stro)	eigentlich Maestro = (Musik-)Meister
Oca (o'ka)	Sauerklee mit essbaren Knollen (<i>Oxalis tuberosa</i>)
Olluco (olju'ko)	fleischiges Kraut mit essbarer Knolle (<i>Ullucus tuberosus</i>); wird vielfach angebaut
Palla (pa'lja)	Tanzgruppe, Tänzer
Palto (pa'lto)	Avogato-, Alligatorbirnbaum (<i>Persea gratissima</i>), klein, mit olivenfarbigen birnengroßen Früchten, deren ölhaltiges Fleisch mit Salz und Gewürzen genossen wird
Pate (pa'te)	1. Gefäß aus einer holzigen Fruchtschale 2. Baum mit solchen Früchten
Patio (pa'tio)	Binnenhof
Patrón (patro'n)	Herr, Arbeitgeber
Plátano (pla'tano)	Bananenart (<i>Musa paradisiaca</i>), Staude und Frucht
Poncho (po'ntscho)	eine Art Umhang, viereckiges Tuch mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes in der Mitte

Pongo (po'ngo)	Hausbursche
Poro (po'ro)	Flaschenkürbis
Puma (pu'ma)	Silberlöwe, Kuguar (Puma concolor)
Puna (pu'na)	1. bis zu 5000 m ansteigende Andenhochebene 2. Bergkrankheit
Sierra (ße'rra)	Gebirgskette
Sol (ßol)	die peruanische Münzeinheit
Soroche (ßoro'tsche)	Bergkrankheit, hervorgerufen durch Verminderung des Luftdrucks und des Sauerstoffgehalts der Luft, wirkt sich besonders auf Hirn, Kreislauf und Atmung aus
Taita (ta'ita)	Vater; auch volkstümlicher Ausdruck der Ehrerbietung
Trapiche (trapi'tsche)	Zuckerkocherei
Yuca (ju'ka)	der 2 m hohe Süßkassavestrauch, dessen fleischige, bis zu 10 kg schwere Wurzelknollen Stärke enthalten und das zu Brot verwendbare Maniokmehl liefern; die Blätter dienen als Gemüse

= 2 Feb. 1987

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

4. April 1997

07. Dez. 1998

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0556617

